



Angelegentlich drei.

REDEN UND VORTRÄGE
DES PRÄSIDENTEN CHRISTOPH MARKSCHIES
AUS DEN JAHREN 2009 UND 2010

Angelegentlich drei.

Reden und Vorträge des Präsidenten
Christoph Marksches

Angelegentlich drei.

REDEN UND VORTRÄGE
DES PRÄSIDENTEN CHRISTOPH MARKSCHIES
AUS DEN JAHREN 2009 UND 2010

INHALT

8 Vorwort

2009

- 13 Eröffnung des Kollegiums jüdische Studien
- 17 Worte für Carsten Colpe auf dem Symposium
»Synkretismus: Religion in der Globalisierung«
- 20 13. Conférence de la Fédération Internationale
des Associations d'Études Classiques
- 23 Town Hall Discussion mit US-Botschafter Philip D. Murphy
- 27 Verabschiedung von Robert Leicht und Einführung von Paul Nolte
in das Amt des Präsidenten der Evangelischen Akademie zu Berlin
- 31 Auftaktveranstaltung des Humboldt-Jubiläumsjahres
- 45 Vernissage der Kunstinstallation »Vorsicht Stufe« von Ceal Floyer
- 46 Festveranstaltung für Professor Wolfgang Hardtwig
- 51 Eröffnung des Geisteswissenschaftlichen Kollegs
»Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive«
- 55 Tagung »Streit um Darwin«
- 58 18. Werner-Reihlen-Vorlesung
»Die ›unsichtbare Hand‹ (Adam Smith) und die Gier«
- 61 Eröffnung des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums
- 67 Verleihung der Ehrendoktorwürde an Rabbiner Ernst Stein
- 71 Verleihung des Europäischen Kulturpreises an Wolfgang Huber
- 75 Erstes Humboldt-Streitgespräch
»Wo soll es hingehen? Die Zukunftsthemen der Wissenschaft«

2010

- 83 Mosse Lectures mit Orhan Pamuk
- 87 Symposium »Re-Vision – die Kultur(en) der Gesellschaft«
anlässlich des 60. Geburtstages von Wolfgang Kaschuba
- 91 Eröffnung des Berliner Wissenschaftsjahres
- 96 Jahresempfang Adlershof »Wozu Jahresempfänge?
Anmerkungen im Jubiläumsjahr«
- 103 Veranstaltung des ProFiL-Programms:
»Berufungen an Universitäten – Erfahrungen aus der aktuellen
Verfahrenspraxis und Empfehlungen für die Zukunft«
- 109 Hauseröffnung der »Humboldt Graduate School«
- 113 Präsentation der Festschrift zum Universitätsjubiläum
- 119 Zweites Humboldt-Streitgespräch
»Wie sollen wir arbeiten? Die Zukunft der Wissenschaftsgesellschaft«
- 124 Humboldt-Rede zu Europa von Václav Klaus
- 127 Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz
- 133 Festakt zur Alexander-von-Humboldt- Professur für Philip van der Eijk
- 136 Vortrag von Philip und Arachne van der Eijk –
»Humboldts Erbe als Verpflichtung«
- 140 Fünfzigjähriges Jubiläum der Evangelischen Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen
- 143 »Gewogen und für zu leicht befunden.
Inquisition als Evaluation« – Jahrestagung des Instituts für
Forschungsinformation und Qualitätssicherung (IFQ)
- 148 Vortrag von George Soros »Europe in Crisis«
- 151 Antrittsvorlesung von Martin Sabrow

155	24. Jahrgang des Internationalen Parlaments-Stipendiums (IPS) des Deutschen Bundestages
159	Verlegung von 20 Stolpersteinen vor der Humboldt-Universität
162	Verleihung der Ehrensensorenwürde an Klaus-Dieter Lehmann
167	Jahresversammlung 2010 der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)
171	Drittes Humboldt-Streitgespräch »Wer darf studieren? Die Zukunft des Studiums«
178	Abschiedsvorlesung von Heinz Schilling
181	Eröffnung des 65. General Meeting of the Studiorum Novi Testamenti Societas (SNTS)
184	»Was wird unter Life Sciences verstanden? Was sollten wir darunter verstehen?«
184	Tagung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften »Leben 3.0 und die Zukunft der Evolution«
195	Eröffnung der Jubiläumsausstellung »WeltWissen«
202	48. Deutscher Historikertag
208	Tagung der Staatsrechtslehrer
213	Präsentation der sechsbändigen »WBG Weltgeschichte«
217	Konferenz »Ostdeutschland und die Politikwissenschaft. Eine Bilanz 20 Jahre nach der (Wieder-)Vereinigung«
224	Impressum

VORWORT

Überlegt haben wir gemeinsam – meine unermüdliche persönliche Referentin Judith Wellen und Gina Louise Schmiedel, die mit ihrer »NORDSONNE« nicht nur den Bänden, sondern auch einem ganzen Jubiläum einen so beeindruckend schönen Auftritt gegeben hat – ob der Band nicht einen neuen Titel von der Sprachqualität des Begriffs »Angelegentlich« tragen könnte anstelle des vergleichsweise erwartbaren »Angelegentlich drei«. »Abschiedlich« wurde erwogen, steht doch der Abschied vom Amt des Präsidenten der Humboldt-Universität unmittelbar bevor – dann aber verworfen, denn abschiedlich ist die Stimmung des Autors gerade nicht. Er freut sich auf den Wechsel zurück aus der Wissenschaftspolitik und der Wissenschaftsverwaltung in die Wissenschaft. Macht doch ein solcher Wechsel deutlich, daß es studierte Fachleute für beide Felder gibt (sie haben in aller Regel eine lange Verwaltungserfahrung), während die sogenannten professionalisierten Präsidien, die es seit reichlich zehn Jahren gibt, eben doch aus mehr oder weniger guten Wissenschaftlern bestehen, die gelegentlich versuchen, zu Verwaltungsfachleuten zu mutieren, die sie nicht sind und auch nur sehr selten werden. Ich habe während meiner fünf Jahre im Präsidentenamt gelernt, die Verwaltung nicht – wie es deutscher Professorentradition entspricht – als langweilig, stur und immobil zu beschimpfen, sondern mich an der Energie und dem Einfallsreichtum meiner Verwaltung zu freuen. Die hier gesammelten Texte legen erneut Zeugnis davon ab, daß ich dabei besonders unsere Technische Abteilung und ihren Leiter Ewald Schwalgin bewundert habe, die mir durch ihr engagiertes Bauen immer wieder Gelegenheit gab, Einweihungsreden zu halten. Eine Fülle anderer und

weiterer Gelegenheiten für Grußworte bot das zweihundertjährige Jubiläum unserer Universität, das wir in Gemeinschaft mit der Charité, der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Staatsbibliothek zu Berlin preußischer Kulturbesitz und der Max-Planck-Gesellschaft gefeiert haben. Die heitere Zusammenarbeit mit den Spitzen dieser Institutionen in den vergangenen Jahren erfüllt mich mit großer Dankbarkeit – Karl Max Einhäupl, seinen Vorgänger Detlev Ganten, Barbara Schneider-Kempff, Günter Stock und Jürgen Renn als Berliner Beauftragter der Gesellschaft für das Jubiläum nenne ich daher ebenfalls in der Einleitung zu diesem dritten und letzten Band. Möchte er so freundliche Aufnahme wie seine Vorgänger finden und als ein Zeichen fünf reicher, schöner Jahre in einem nicht immer einfachen Leitungsamt wahrgenommen werden.

Berlin-Tiergarten, im Oktober 2010
Christoph Marksches



2009

ERÖFFNUNG DES KOLLEGIUMS JÜDISCHE STUDIEN

Gestern traktierte ich gemeinsam mit meinem Princeton Kollegen Peter Schäfer im Rahmen eines Blockseminars für Studierende der Judaistik und der Theologie einige der sogenannten Shi'ur Qoma-Texte samt ihren christlichen Parallelen – rätselhafte Texte, in denen die Länge der Arme Gottes und der Abstand zwischen seinen Augenbrauen in Parasangen, einem persischen Längenmaß, angegeben wird, in Zahlen, die so aberwitzig hoch sind, daß die Angabe einer Zahl zugleich die Zählbarkeit dementiert. Viele unter uns werden wissen, daß der wissenschaftliche Anstoß, auf die Shi'ur Qoma Texte zu achten und überhaupt die lange verdrängte spätantike und mittelalterliche Mystik des göttlichen Thronwagens, die Merkava-Mystik, zu studieren, von einem in Berlin geborenen und aufgewachsenen Juden stammte, von Gershom Scholem, der seit 1933 den Lehrstuhl für jüdische Mystik an der Hebräischen Universität innehatte. »Von Berlin nach Jerusalem« sind die Erinnerungen übertitelt, in denen Gershom Scholem die Kindheit und Jugend Gerhard Scholems beschreibt, das Elternhaus in der Neuen Grünstraße, seine Schule, das Luisenstädtische Realgymnasium und den ersten Theaterbesuch im Schillertheater in der Bismarckstraße in Charlottenburg, natürlich Schiller, Wilhelm Tell. Die meisten unter uns wissen, was Gershom Scholem über das, wie er sagte, als »Deutschjudentum bekannte Amalgam« geschrieben hat, und einem Autor, der seine erwähnten Jugenderinnerungen »dem Andenken meines Bruders Werner, geboren im Dezember 1895 in Berlin, ermordet im Juni 1940 in Buchenwald« widmen muß, werden allzumal wir nachgeborene Deutsche diese Position niemals verübeln dürfen. Aber wahrscheinlich wissen nur wenige unter uns, daß Scholems frühe Tagebücher deutlich machen, wie sehr sein Interesse an den mittelalterlichen Handschriften der Merkava-Mystik, die er der Wissenschaft erschlossen hat wie die Shi'ur Qoma-Textcluster in ihnen, formiert wurde von einem allgemeinen Interesse an mystischer Literatur im Berlin des frühen zwanzigsten Jahrhunderts.

Bevor ich unversehens in eine Vorlesung über Details der Geschichte des Berliner Judentums abgleite, für die andere unter uns gewiß berufener sind als ausgerechnet der Ordinarius für ältere Kirchengeschichte, der sich vielleicht ein wenig im formativen Bereich des antiken Judentums kundig gemacht hat,

liegt mir eher daran zu markieren, welche grundsätzlichen Schlüsse sich aus diesen mehr anekdotischen Beobachtungen zu den Wochenendvergnügen des Präsidenten dieser Universität und aus seiner Lektüre von Gershom Scholems sehr unterschiedlichen autobiographischen Texten ziehen lassen: Mir scheint zum einen, daß wir nur glücklich sein können, daß der ungeheuer spannende Kosmos der Geschichte des deutschen und Berliner Judentums seit dem neunzehnten Jahrhundert in Zukunft an der Humboldt-Universität durch ein Netzwerk von Kolleginnen und Kollegen erforscht wird. Am Rande des erwähnten Blockseminars unterhielt ich mich mit einem Kollegen aus Dahlem über die Berliner Reformsynagoge in der Johannisstraße, an deren Stelle heute ein öder Parkplatz die Innenstadt ziert (ein Gedenkstein ist erst jüngst errichtet worden), und die große, neue Synagoge in der nahe gelegenen Oranienburger Straße. »Wissen Sie«, fragte mich mein Gesprächspartner, »wonach die Gemeinde in der Johannisstraße unmittelbar nach ihrer Errichtung 1853 im Gottesdienst sang?« Ich stotterte irgend etwas von Siddur und verwies auf eine wunderschöne, kommentierte CD-Edition mit Musik des wunderbaren Louis Lewandowski, die das Tel Aviver Diasporamuseum Beth Hatefutsoth vor einiger Zeit einmal veröffentlicht hat und die ich immer wieder einmal gern höre. Da lachte mein Gesprächspartner, verwies auf die Lebensdaten von Lewandowski und sagte: »Zu Beginn haben die protestantische Gesangbücher verwendet«. Da war ich wieder einmal ziemlich baff – mindestens mein Forschungsbedarf über das Berliner Judentum seit dem neunzehnten Jahrhundert ist noch riesengroß und schon von daher kann man sich nur von Herzen freuen über die Initiative, die heute zu Stand und Wesen kommt, und den Initiatoren, Christina von Braun und Julius Schoeps, sehr herzlich danken für ihre Initiative.

Einen zweiten Grund meiner Freude möchte ich aber noch nennen. Jedesmal wenn ich in der Tucholskystraße an der einstigen Hochschule für die Wissenschaft des Judentums vorbeikomme, denke ich, wie unmittelbar wir noch heute von ihren Leistungen profitieren und wie stark auf ihrer Arbeit aufbauen – als Altertumswissenschaftler werden Sie mir nachsehen, wenn ich meine großen Leitsterne, Ismar Elbogen, Leopold Lucas und vor allem Chanoch Albeck nenne, dem wir die mustergültige Textedition von Bereschit Rabba ver-

danken, einem der für das Studium der antiken christlichen Exegese zentralen Midrasch, diese drei und nicht die vielen anderen großen Gelehrten, an die Sie vielleicht denken und über die Frau Heschel demnächst auch ganz gewiß sprechen wird. Freilich befällt mich jedesmal, wenn ich an der Tucholskystraße vorbeifahre, natürlich auch der Kummer darüber, daß es diese Einrichtung nicht mehr gibt, auch der Kummer darüber, daß sie rebus sic stantibus vor ihrer Schließung nie ein Teil der Friedrich-Wilhelms-Universität werden konnte wie auch viele jüdische Dozenten anderer Disziplinen vor den Toren der Universität bleiben mußten, in deren Hof nicht nur ein Denkmal für den liberalen Theodor Mommsen stand und steht, sondern bis 1946 auch ein Denkmal für Heinrich Treitschke. Drei Jahre im Senat der jüdischen Hochschule in Heidelberg und die Verbindungen nach Potsdam haben mir deutlich gemacht, daß bis auf den heutigen Tag alle Fragen, die sich mit der Wissenschaft des Judentums, der Judaisik, der Rabbinerausbildung (und natürlich erst recht der Rabinerinnenausbildung) verbinden, großer Sensibilität bedürfen und nicht jedes Hilfsangebot einer Universität wirklich hilfreich ist – die enge Kooperation der Heidelberger Hochschule und der Universität ist ein kostbares Gut, und ich erinnere mich sehr gern an diese Jahre. Daß es nun, nach so vielen Katastrophen – die Lektüre von Susannah Heschels »Theologians Under Hitler« steckt mir als altem Jenaer Professor durchaus noch in den Knochen und sollte es vermutlich jedem, der dieses Buch zur Hand nimmt –, daß es also nach so vielen Katastrophen wieder gelingen kann und soll, das, was an dieser Universität Bernhard Schlink und Christina von Braun schon begonnen haben, nun in eine festere Form zu bringen, mit neuem Schwung zu beginnen und – so hoffe ich doch – prächtig herauszuführen, das ist ein Grund großer Dankbarkeit und Freude. Namens der ganzen Universität, aber auch sehr persönlich danke ich Ihnen beiden, allen Mitstreitern und räume nun eilig das Pult, um mehr zu hören vom geplanten Kollegium und vor allem etwas durch Susannah Heschel von der Modernität der Wissenschaft des Judentums, die uns in Berlin im Umfeld des Koranprojektes der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften schon gelegentlich in Ansätzen aufgefallen ist. Ihnen allen einen wunderschönen Abend und herzlichen Dank für Ihre Geduld mit dem überlangen Grußwort des Präsidenten.



WORTE FÜR CARSTEN COLPE AUF DEM SYMPOSIUM »SYNKRETISMUS: RELIGION IN DER GLOBALISIERUNG«

In meinem Bücherschrank befindet sich ein kopiertes Manuskript mit zweihundertfünfundsiebzig paginierten Seiten, Literaturverzeichnis, Anhängen und Berichtigungen – ich erhielt es vor vielen Jahren aus dem Nachlaß von Alexander Böhlig, und es handelt sich, Sie ahnen es schon längst, um Carsten Colpes philosophische Göttinger Dissertation aus dem Jahre 1954 unter dem Titel »Der Manichäismus in der arabischen Überlieferung«. Böhligs Kopie enthält auf der unpaginierten Seite null vor eins, wie es sich gehört, einen Lebenslauf des *candidatus philologiae*, der sehr deutlich dokumentiert, daß das Wort »Globalisierung« in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts und damit inmitten von Krieg und Diktatur einen durchaus nicht sehr schönen Beiklang hatte: Volksschule und Gymnasium von Ostern 1935 bis zur Reifeprüfung Ostern 1948 in Bremerhaven, Hannover, Posen, Stade und erneut in Bremerhaven. Danach wurde es ruhiger, was die äußeren Lebensumstände angeht – Mainz, Göttingen, Hamburg, wieder Göttingen und Berlin, aber umso bewegter, was die beforschten Regionen anging. Der Lebenslauf des Promovenden zählt auf: iranische Philologie, Arabisch, Koptisch, Alttürkisch, Syrisch, Äthiopisch – und sicher auch Latein, Griechisch, Hebräisch, Aramäisch – das wird gar nicht genannt, sondern vorausgesetzt. Und der Bremer *Laudatio* von Christoph Auffarth entnimmt man Weiteres: Ägyptisch, Akkadisch und Persisch. Wer über den »historische Beziehungen zwischen Judentum, Judenchristentum, Heidentum und frühem Islam« forschen möchte, wer zwischen »Theologie, Ideologie, Religionswissenschaft« unterscheiden will – ja, der muß die Sprachen der globalisierten antiken Welt so sicher beherrschen wie Carsten Colpe. Er macht uns Nachgeborenen deutlich, daß es ohne dieses sichere philologische Fundament eine verantwortliche religionswissenschaftliche Forschung ebenso wenig geben kann wie eine verantwortliche Forschung im Bereich der Theologie, ungeachtet aller Unterschiede wie Gemeinsamkeiten.

Neben dem soliden philologischen Fundament ist mir früh ein Zweites an Carsten Colpe aufgefallen: Sein Interesse daran, Zusammenhänge durch präzise Modellbildungen zu erhellen (Auffarth nennt das sein systematisches Interesse), wird früh deutlich – unvergessen die berühmte »Darstellung und

Kritik des Bildes der religionsgeschichtlichen Schule vom gnostischen Erlösermythus«, eine Göttinger Denkmalsbeschädigung eines Göttinger Denkmals, zugleich die theologische Dissertation, 1960 bei Joachim Jeremias, deutlich und doch zugleich abgewogen in der Kritik: »Richtiges und Problematisches am Modell ›Gnostischer Erlösermythos‹ lautet eine Überschrift. Wenn ich diese drei Schwerpunkte aus einem reichen Œuvre hervorhebe, dann handelt es sich um die drei Schwerpunkte, die mich als jungen Tübinger Assistenten zuerst auf Carsten Colpe aufmerksam gemacht haben – Anderes und Weiteres wäre zu nennen und wird heute sicher auch genannt werden.

Nun spreche ich ja aber nicht im eigenen Namen, sondern namens der Humboldt-Universität und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Und die ist natürlich dem Geburtstagskind nicht nur deswegen zu Dank verpflichtet, weil er Präsidenten und Sekretare vielfältig angeregt hat – nein, früh begannen Carsten Colpes Beziehungen zum »Berliner Arbeitskreis für koptisch-gnostische Schriften«, dem wir die einzige wissenschaftliche deutsche Gesamtübersetzung und auch eine nahezu vollständige kritische Gesamtausgabe mit Edition, Übersetzung und Kommentar der Textfunde von Nag Hammadi verdanken. Schon zu Zeiten der alten DDR hat Carsten Colpe diesen Arbeitskreis immer wieder besucht, mit ihm diskutiert, und die wunderbaren Berichte über das Schrifttum von Nag Hammadi im »Jahrbuch für Antike und Christentum« legen Zeugnis ab von dem gemeinsamen Verständnis des koptisch-gnostischen Schrifttums, das durch diese Begegnungen gewachsen ist – ich hoffe, daß wir ganz bald die »Einleitung in die Schriften von Nag Hammadi« in der Hand halten werden, die aus diesen Aufsätzen und weiteren Arbeiten und Texten gerade zusammenwächst. Ich könnte dann noch das Turfan-Unternehmen nennen, das Carsten Colpe ebenfalls guten Rat und vielfältige Unterstützung verdankt – und dann ist mindestens ansatzweise deutlich, warum ich die Idee von Christoph Elsas, dieses heutige Symposium hier in der Akademie zu veranstalten, so gern aufgegriffen habe: Universität und Akademie verdanken, allzumal in sehr schwierigen Zeiten, Carsten Colpe selbstlose, freundliche Unterstützung und Begleitung und haben diesen Dank noch überhaupt nicht

genügend öffentlich gemacht. Sie tun das heute durch mich umso lieber und nachdrücklicher: Carsten Colpe hat sich, wenn ich das so pathetisch sagen darf, um die Wissenschaft in Berlin, um die Humboldt-Universität und um die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften verdient gemacht.

Umso mehr bedauere ich es, daß ich wegen einer dringenden Reise heute nicht den ganzen Tag teilnehmen kann – das Thema ist, wie einer meiner Tübinger akademischen Lehrer zu sagen pflegte, rasend spannend und die Beiträge, lieber Herr Elisas, müssen gedruckt werden, schon deswegen, damit ich sie nachlesen kann. Ich wünsche Ihnen allen ein ertragreiches Symposium, gratuliere Ihnen, lieber Herr Colpe, und wünsche alles, alles erdenklich Gute, insbesondere für Gesundheit und Schaffenskraft – wenn man das auch schon eine reichliche Woche vor dem Fest tun darf.

13. CONFÉRENCE DE LA FÉDÉRATION INTERNATIONALE DES ASSOCIATIONS D'ÉTUDES CLASSIQUES

Wir feiern in diesem Jahr nicht nur das dreihundertjährige Jubiläum der heutigen Berlin-Brandenburgischen Akademie, der vormaligen preußischen Akademie und das zweihundertjährige Jubiläum der vormaligen Friedrich-Wilhelms-Universität, der heutigen Humboldt-Universität. Nein, wir feiern in diesem Jahr auch den zwanzigsten Jahrestag des Mauerfalls, der eine Konferenz wie diese in Berlin überhaupt erst wieder möglich gemacht hat, eine Konferenz, in der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von vormaligen im Osten gelegenen Universitäten wie Einrichtungen ganz heiter mit solchen zusammenarbeiten, die vormalig im Westen lagen. Darüber muß man kaum Worte machen. Die Metapher von den fallenden Mauern und eingerissenen Zäunen ist aber – mindestens, was die Altertumswissenschaften angeht – in Berlin deutlich älter, als jene bewegenden Ereignisse vom November 1989 vermuten lassen. Als Adolf Harnack 1890 in die preußische Akademie aufgenommen wurde, sagte er: »Der Zaun, der früher das Feld der Kirchengeschichte von dem Felde der allgemeinen Geschichte getrennt hat, ist niedergerissen. Für die Bearbeitung beider Gebiete bedeutet der begonnene Austausch die höchste Förderung, er stellt aber auch neue Aufgaben. Wenn es aber dem Kirchenhistoriker der Gegenwart möglich ist, sich außerhalb der eigenen Grenzen auf den Gebieten der römischen Kaisergeschichte und der antiken Philosophie zurecht zu finden, so verdanken sie das in erster Linie der Lebensarbeit zweier Männer Es ist mir ein Bedürfnis, ... meinen besonderen Dank Herrn Mommsen und Herrn Zeller auszusprechen und ich weiß, daß alle meine Fachgenossen in diesem Danke mit mir übereinstimmen«. Und der damalige Sekretar der Klasse, Harnacks Freund Theodor Mommsen, sprach in seiner Replik auf die Antrittsrede des neuen Mitglieds Harnack vom Verschwinden zufälliger Schranken: »Freilich, die zufälligen Schranken, welche zwischen Theologie und Philosophie und Geschichte die Facultätsorthodoxie zu gegenseitigem Schaden aufgerichtet hatte, schwinden hüben wie drüben mehr und mehr vor der mächtig vordrängenden rechten Wissenschaft« (Harnack, *Kleine Schriften zur Alten Kirche* I, 3f.). Wollte ich die Zeit eines Grußwortes ungebührlich ausdehnen, könnte ich Ihnen nun an einer ganzen Reihe von weiteren Zitaten demonstrieren, wie sehr die entsprechende Metaphorik vom Niederreißen der Zäune, Schwinden der

Schranken und Fallen der Mauern die Grundsatzäußerungen einer Generation in diesen goldenen Tagen der Berliner Altertumswissenschaft prägt: Nicht nur bei Harnack und Mommsen, sondern auch bei Norden und Jaeger und vielen anderen, keineswegs nur in Berlin, sondern beispielsweise auch bei Eduard Schwartz in Straßburg und München und natürlich bei anderen und anderswo.

Mir scheint freilich bemerkenswert, daß, wenn damals so pointiert vom Niederreißen der Zäune, vom Schwinden der Schranken und vom Fallen der Mauern die Rede war, mit hehren Worten die unverzichtbare Interdisziplinarität beschworen wurde, doch immer ein Zweites im selben Atemzug auch gesagt wurde – es gibt, und das wissen wir Altertumswissenschaftler und –wissenschaftlerinnen ja nur zu gut –, keine interdisziplinäre Erforschung der Antike ohne hohe disziplinäre Standards. Wohl sind die Zäune niedergerissen und wurden es in den letzten hundert Jahren noch viel mehr, als man damals überhaupt ahnen konnte – aber ohne die strenge epigraphische Arbeit eines Theodor Mommsen, für die Harnack im gleichen Atemzug dankte, könnte niemand die Bilder der spätantiken Kirchenhistoriker Eusebius, Sokrates und Sozomenus über die Christianisierung des imperium mit anderen Quellen kontrastieren. Und ohne Eduard Zellers Theodor Mommsen gewidmeten dritten Band zur nacharistotelischen Philosophiegeschichte konnte man schlecht die Frage stellen, wie sich die Entwicklung der christlichen Trinitätstheologie zu der der neuplatonischen Prinzipienlehre verhält. Es gibt, das wußte jedenfalls diese Generation und wir wissen es hoffentlich auch noch, allzumal in den Altertumswissenschaften keine entschlossene Interdisziplinarität ohne ebenso entschlossene Disziplinarität. Über »*language of the body*« können wir nur reden, wenn wir auch die schwierigen Texte studieren, die nun seit rund hundert Jahren im *Corpus Medicorum Graecorum et Latinorum* ediert werden oder bei den Griechischen Christlichen Schriftstellern, um noch ein zweites traditionsreiches Unternehmen der Berliner Akademie zu nennen.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten sind neben den Zäunen, an die Harnack und Mommsen, Norden und Jaeger dachten, noch allerlei weitere Zäune gefallen und Schranken geschwunden, wie das dicke Programmbuch unserer Konferenz lehrt – Schranken zur Psychologie und Neurologie, zur Soziolo-

gie und allgemeinen Literaturwissenschaft. Aber gleichzeitig haben die zentralen Teildisziplinen der Altertumswissenschaft ihre je spezifischen disziplinären Standards – durchaus im Unterschied zu anderen Geisteswissenschaften – überwiegend nicht verloren. Man muß als Altertumswissenschaftler, als Altertumswissenschaftlerin diese basalen Standards souverän beachten, muß beispielsweise wissen, was in der kaiserzeitlichen Antike *scholia* waren, und darf das nicht einfach mit dem neuzeitlichen Begriff »Scholien« durcheinanderwerfen – sonst wird aus ebenso sinnvoller wie notwendiger Interdisziplinarität eine schlechte Transdisziplinarität, in der nur mehr alle Katzen grau sind.

Ich wünsche Ihnen und uns allen, daß keinerlei solches Grau diesen FIEC-Kongreß trüben möge, nicht das graue Einerlei schlechter Wissenschaft, kein grauer Schleier auf dem blauem Himmel schönsten Wetters – nein, ich wünsche nur ebenso delectierende wie nützliche Vorträge, schönsten Wetter bei den Gängen durch die Stadt und anregende Begegnungen untereinander. Nochmals: Seien sie uns alle ganz herzlich willkommen!

TOWN HALL DISCUSSION MIT US-BOTSCHAFTER PHILIP D. MURPHY

Alexander von Humboldt, one of the Humboldt brothers, was one of the great men – the other one being his brother Wilhelm, of course (I hope that did not sound too patronising) – after whom our university was named in 1949. In 1804, while being on his way back to Europe, he visited the city of Washington where he met the American President Thomas Jefferson several times for dinner at the White House. Jefferson was already quite familiar with the famous Baron von Humboldt, who had enchanted everyone in Washington in no time at all. Jefferson and Humboldt shared all sorts of academic and scientific interests and Jefferson was deeply impressed by Humboldt's achievements in life. They had a great deal in common, as both were scholars who – in the case of Jefferson only periodically – liked to drift away from the spheres of politics in order to engage in the academic domain. This notwithstanding, they had also come together to discuss the new border between Mexico and the United States, a border that was a product of the Louisiana Purchase. Humboldt delivered a lot of information about the border situation, he even provided Jefferson with some of his personal impressions and maps illustrating the border region, thereby making a deep and lasting impression on Jefferson. Jefferson later commented on Humboldt's visit: »Actually, I was enthusiastic as I received more information about all sorts of things in less than two hours than I had read or heard of in the last two years«.

What can we learn from this episode in history, which connects our two countries, dear Ambassador, an episode in history about one of the greatest presidents of the United States and one of the greatest German scholars? This episode demonstrates that our shared history did not start in the 20th century, when after the German catastrophe the very special relationship between Germany and America was formed and ensured the continued existence of a remaining free part of Berlin and indeed of West Germany in its entirety. The images of the American support to defend West Berlin's freedom are very deeply engraved in the cultural memory of our city: the »Luftbrücke« (Berlin Airlift), the »Rosinenbomber« (Candy Bombers) and in particular the celebrated visit of John F. Kennedy culminating on the balcony of the Schöneberg City Hall. Furthermore, Berliners and Germans still remember the famous speech of Ronald



Reagan in front of the Brandenburg Gate: »Mister Gorbatschow, tear down this wall«. Reagan said these words only a few years before his claim – finally! – became true.

The contribution of the United States towards the liberty of all Germans secured our country's very existence and left a deep and lasting impression on West Germany; increasingly this also became part of the collective memory in the Eastern part of Berlin – of which Humboldt-Universität is a shining example. Recently, one of our most distinguished German historians, who became a Professor at the Humboldt-Universität after reunification in 1990, gave his farewell lecture about »The Long Road West«. His lecture made one thing apparent: along with West Germans, East Germans are, since German reunification, increasingly convinced that the orientation towards the West and the special relationship between Germany and the United States are integral elements of the political identity of the Federal Republic as a free and democratic state governed by the rule of law. I know for a fact that Heinrich August Winkler's conclusions were drawn not only from statistics, journals and archives, but also from what he experienced working at this East German university for nearly twenty years and seeing opinions change with the ongoing unification process. Placed in the heart of the divided and once again united city of Berlin, the Humboldt-Universität is not only a successful example for the reunification of East and West Germany, but also a particularly meaningful example in this respect.

Returning to my introductory thoughts about Humboldt's visit to Washington, and the joint endeavour of Jefferson and Humboldt striving for freedom, demonstrates that in the anniversary year of this university – which is also the anniversary year of Alexander von Humboldt's death – Germans and Americans have so much more in common. The heydays of our shared history – a history which, I hardly believe that I need to remind you, also bore dreadful low-points – are not only to be found in the common images of the second half of the twentieth century, but this is less known in Germany.

When I learnt that you, Ambassador Murphy, would like to give your first public lecture in Germany in front of students here, at the Humboldt Universität, I was both highly impressed and delighted. I was impressed because you

honor us with your visit. It is obvious and well known that you know this country very well, and also how much you love this country. You once lived in Germany with your family in Frankfurt am Main. In your recent Welcome Remarks in the American Embassy near the Brandenburg Gate you not only spoke about the special relationship between Germany and the United States, but you also highlighted your own personal relations to Germany. I was even more impressed that you apparently know that it is possible in some parts of Germany to greet people by saying »Grüß Gott!« (roughly translated as »greet the Lord!«), without being met with the sarcastic remarks you encounter when using this greeting in other parts, for instance here in Berlin »Wenn Du ihn triffst« (»should you meet him«). Someone who knows the language of the people so well also has a great understanding for the people.

This leads us back to Alexander von Humboldt who, like his brother Wilhelm, had been a passionate language scholar. An important foundation is named after him, the Alexander von Humboldt Foundation, which supported many American scholars to visit German universities and again many German scholars to go to the United States. The Humboldt Universität is one of the most attractive and appealing places for foreign scholars within the programmes of the Alexander von Humboldt Foundation and other funding bodies, such as the well-known Fulbright Commission.

2009 is a year of commemoration in many respects: we celebrate and commemorate the 200th anniversary of the foundation of the Humboldt Universität, the 150th anniversary of the death of Alexander von Humboldt, the 20th anniversary of the fall of the Berlin Wall and the peaceful revolution in East Germany and Eastern Europe. Your visit, dear Ambassador Murphy, clearly demonstrates that we do not only remember and commemorate the great past, a past that we owe our freedom to. Because we are aware of this past we can look jointly towards the future. The fact that you, Ambassador Murphy, will do this together with us today, in our university, and partly with our students, is a great honour for me and for the entire Humboldt-Universität. Once again, a very warm and sincere welcome to you!

VERABSCHIEDUNG VON ROBERT LEICHT UND EINFÜHRUNG VON PAUL NOLTE IN DAS AMT DES PRÄSIDENTEN DER EVANGELISCHEN AKADEMIE ZU BERLIN

Wen oder was teilt Sankt Martin? Diese Frage, wen oder was Sankt Martin teilt, hat der neue Präsident der evangelischen Akademie zu Berlin jüngst in einem Interview einer Zeitung aufgeworfen, in der man immer wieder auch geistreiche Kolumnen von Robert Leicht lesen kann¹. Wen oder was teilt Sankt Martin? Wir kommen auf die nämliche Frage und auf die Antwort, die Paul Nolte gab, gleich noch zurück. Zunächst aber liegt mir daran, festzuhalten, daß ungeachtet aller nicht gerade geringen Unterschiede zwischen dem studierten Rechtswissenschaftler aus Naumburg an der Saale und dem studierten Historiker aus Geldern wenigstens das Eine beiden gemeinsam ist: Sie stellen Fragen und formulieren Antworten, über die dann wiederum in Form von Frage und Antwort diskutiert werden kann und auch immer wieder diskutiert worden ist. Dies aber, Fragen von öffentlicher Relevanz aufzuwerfen und vor diesem Forum diskussionswürdige Antworten zu geben, ist ja wohl die vornehmste Aufgabe einer evangelischen Akademie und allzumal der evangelischen Akademie zu Berlin. Denn das kleine Wörtchen »zu« soll doch wohl anzeigen, daß es sich wohl um eine in Berlin befindliche, aber nicht auf Berlin und Brandenburg und vielleicht noch die schlesische Oberlausitz beschränkte Akademie handelt, sondern um die zu Berlin befindliche Akademie der evangelischen Kirche in Deutschland, gerade so, wie bei anderen Institutionen auch: Wissenschaftskolleg zu Berlin, Staatsbibliothek zu Berlin oder eben auch: Humboldt-Universität zu Berlin, ein naher Nachbar der evangelischen Akademie. Daß wir uns hier in der evangelischen Akademie zu Berlin und nicht einfach nur in der Berliner evangelischen Akademie versammeln, das haben wir nicht zuletzt Robert Leicht zu verdanken, den Fragen, die er aufgeworfen hat, aber vor allem auch den Antworten, die er zur Diskussion gestellt hat. Da sprach nicht nur ein Rechtswissenschaftler aus Naumburg an der Saale, ein Professor für öffentliche Kommunikation und aktuelle Politik, ein Journalist – nein, da haben wir

1 »Die Probleme wurden im Wahlkampf verdrängt«. Der Zeithistoriker Paul Nolte sprach mit dem Tagesspiegel über Steuersenkungsversprechen, weitere Lasten für die Mittelschicht und die Aufgaben einer neuen Regierung, in: Der Tagesspiegel, 27.09.2009, hier zitiert nach: <http://www.tagesspiegel.de/politik/wahlen2009/Paul-Nolte-Wahlkampf;art20195,2909304>.

immer auch einen Laientheologen von echtem Schrot und Korn, einen *doctor theologiae* vernommen, *honoris causa*, *sed in actu*. Wer einen Aufsatzband mit dem Titel »In Wahrheit frei« überschreibt, lieber Robert Leicht, der braucht keine Belehrung von Theologen, Gott bewahre, der kann vielmehr die Theologen lehren und manchen anderen dazu. Wer unter uns je einen Beitrag dieses Bandes gelesen hat (und das werden ja nicht wenige sein), braucht keine Erläuterung. Unter der Überschrift »Was ich dem Wort heute noch zutraue« differenziert nicht nur ein Journalist messerscharf zwischen Wahrheit und Lüge, was doch das eigentliche Amt des Journalisten ist und doch so selten; es spricht unter dem nämlichen Titel dann aber auch ein Theologe kundig über das Verhältnis von *scriptura* und *verbum*. »Für mich sind die konfessionell geprägten Akademien – Kirche im Konjunktiv. In den Akademien gilt es zu untersuchen, wie es in der Welt und in der Kirche auch aussehen könnte«, heißt es an anderer Stelle des Bandes »In Wahrheit frei«². Bleibt dem Theologen im Präsidentenamte nur, festzuhalten, daß unter der Präsidentschaft von Robert Leicht hier eben dies geschehen ist, in herausragender Weise und damit die evangelische Akademie zu Berlin herausragen begann über die vielen anderen Akademien dieses Landes, ein Leuchtturm der ganzen Evangelischen Kirche schon ein paar Jahre vor jenem Reformprozeß, in dem vor noch nicht langer Zeit ein paar weitere, neue Leuchttürme auf den Weg gebracht worden sind.

Paul Nolte ist ganz anders, wer wollte schon Äpfel und Birnen vergleichen und sei es mit der trivialen Aussage, daß es sich in beiden Fällen um wohl-schmeckendes Obst handelt. Wer an der Brust der Bielefelder Sozialgeschichte aufgezogen wurde und also gleichsam mit der Milch der mild kirchlichen Sozialdemokratie genährt wurde, dann aber bereits im Habilitationsvortrag vor zehn Jahren den staunenden Bielefelder Lehrern eröffnete, daß dieser Zugangsweg nicht das Ende aller methodischen Debatten, sondern lediglich eine Epoche darstelle und vielleicht sogar eine zu Ende gehende – ja, wer von Anfang an so auftritt, verspricht Debatten, kontroverse, wohlgemerkt. »Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik«, »Riskante Moderne« und jüngst

2 R. Leicht, *In Wahrheit frei. Protestantische Profile und Positionen*, Tübingen 2006, 79.

ein Plädoyer für den religionsfreundlichen Staat: Unter dem Präsidenten Nolte wird hier am Gendarmenmarkt und drüben in Schwanenwerder ganz gewiß eher mehr als weniger diskutiert und dafür ist dem Rat der Evangelischen Kirche zu danken. Denn mitten im Reformprozeß unserer Evangelischen Kirche muß es bei aller Notwendigkeit der Schärfung der Profile und der Stärkung der Identitäten Orte geben, an denen darüber gestritten wird, was »Kirche für andere« und »Kirche einmal anders«³ – um nochmals dem scheidenden Präsidenten das Wort zu geben – eigentlich bedeuten.

Die größte Versuchung eines Grußwortes ist, nicht nur zu grüßen – herzlich den scheidenden Präsidenten und nicht minder herzlich den kommenden –, sondern sich auch gleich noch deren Amt anzumaßen, also in unserem Falle Fragen vorzulegen, die diese hohe Akademie beantworten könnte, und gar selbst Antwortversuche zu unternehmen. Nun wäre es ja eine allzu naive Vorstellung, daß ausgerechnet Theologen, die gewißlich über Versuchungen zu reden wissen, besser vor ihr gefeit wären als andere. Aber ich beantworte trotzdem noch eine Frage, denn ich habe sie nicht selbst aufgeworfen. Meine Frage vom Anfang, Paul Noltens Frage vom Anfang – wir erinnern uns: Wen oder was teilt Sankt Martin?

Im nämlichen Interview lesen wir: »Die radikale christliche Ethik von Sankt Martin sagt: Du mußt den Mantel teilen. Wir müssen so lange abgeben, bis wir alle gleich viel haben«. Sie ahnen, ein solcher Satz über den aus Pannonien, im heutigen Ungarn stammenden und 397 in Tours begrabenen römischen Militär und gallischen Bischof läßt einen Altkirchenhistoriker nicht ruhig schlafen. Und er blättert durch die Bilder des großen Heiligen der Barmherzigkeit, die sich durch die abendländische Kunstgeschichte ziehen. Mit der anschließenden Frage: Was trägt der heilige Martin eigentlich unter dem Mantel, den er da teilt? Die Antwort kommt hochwissenschaftlich daher und ist doch vergleichsweise trivial. Was trägt Martin unter dem Mantel? Nun ja, das ist kunststilabhängig. Bei El Greco beispielsweise eine wunderbare Renaissanceerüstung, ein wahrhaft königliches Stück. Auf dem Barockrelief von

3 Frei nach R. Leicht, *In Wahrheit frei*, 80.

Frankfurt-Höchst einen schlichten römischen Militärpanzer, ein wenig blechern schaut er aus. Was aber auch immer der heilige Martin unter dem Mantel trägt, sei es kostbar oder schlicht – er behält es, behält es für sich und gibt dem Bettler nur den Mantel. Ist das nun eine andere, nicht minder radikale christliche Ethik? Ich werde mich, lieber Wolfgang Huber, lieber Robert Leicht, lieber Paul Nolte, hüten, diese Frage, die der neue Präsident der evangelischen Akademie in mir erweckt hat, jetzt zu beantworten. Denn dafür gibt es ja, wie ich zu Rüdiger Sachaus Einführung vor einiger Zeit gesagt habe, diesen wunderbaren geistigen Tauschplatz (um eine Formulierung von Wolf Lepenies zu verwenden) hier am Gendarmenmarkt. Und wenn hier je einmal die Themen ausgehen sollten (was selbstverständlich ganz und gar unwahrscheinlich ist): Ja, dann vielleicht einmal eine Tagung über Sankt Martin und die radikale christliche Ethik.

Fragen gibt es genug, an diskussionswürdigen Antworten wird auch kein Mangel sein, was können wir also mehr wünschen? Ach doch, eines sollten wir wünschen, dem, der Abschied nimmt und uns hoffentlich doch bleibt und dem, der mit Aplomb angefangen hat: Gottes Segen sollten wir beiden wünschen, den Segen des Gottes, der uns einmal die Antwort auf alle Fragen schenken will und heute schon gnadenhalber wenigstens einige erschöpfend beantwortet.

AUFTAKTVERANSTALTUNG DES HUMBOLDT-JUBILÄUMSJAHRES

»Mein lieber Staatsminister Freiherr von Altenstein, Graf zu Dohna und Grosskanzler Beyme«: Mit der Begrüßung von Politikern begann die institutionelle Geschichte der Berliner Universität im Jahre 1809, mit der Begrüßung von Politikern beginnt auch der festliche Auftakt des zweihundertjährigen Jubiläums dieser Gründung, den wir heute miteinander feiern wollen: Verehrter, lieber Herr von Weizsäcker, lieber, verehrter Herr Regierender Bürgermeister, verehrte Damen und Herren Abgeordnete aus Bund und Land, und natürlich: verehrter, lieber Herr Senator Zöllner, lieber Altsenator Ehrhardt und so weiter und so fort – ich bitte um Nachsicht, wenn ich jetzt und im Folgenden nicht alle nenne, die es nicht nur aus Gründen der Höflichkeit mehr als verdient hätten.

Die Politiker zu Beginn zu nennen, ist mehr als angemessen. Denn es waren im nämlichen Jahre 1809 in Berlin eben keine Magister und Scholaren, die sich frei zu Genossenschaften und Institutionen des höheren Unterrichts verbanden wie im elften und zwölften Jahrhundert in Bologna und Paris, verehrte Magnifizenzen und Präsidenten der hochehrwürdigen Universitäten, die sie uns von nah und fern die Ehre des Besuchs erweisen, liebe Frau Wintermantel, liebe Präsidenten von Akademien der Wissenschaften unseres Landes, nein, 1809, mitten in einer existenzbedrohenden Krise des preußischen Staates, waren auch schon die Politiker entscheidend. Bekanntlich war es einer kleineren Gruppe von Professoren gelungen, den zuständigen Sektionschef im preußischen Kultusministerium für die Idee der Gründung einer Reformuniversität in Berlin zu begeistern, und dieser Sektionschef hatte seinen König begeistert: Der Name des einen ist allseits bekannt, wir alle schwärmen von Wilhelm von Humboldts einzigartigen dreizehn Monaten in der preußischen Kultusbürokratie; den Namen des anderen trug unsere Universität bis 1945, und das gern verbreitete Bild eines scheuen, dazu noch stotternden Hohenzollern hat wenig mit der historischen Realität zu tun: Friedrich Wilhelm III., der am 16. August 1809 im Königsberger Exil das eigentliche Gründungsdokument der Berliner Universität unterzeichnete: »Die von euch (sc. den genannten Herren Altenstein, Dohna, Beyme und eben dem geheimen Staatsrat von Humboldt) vorgetragene Angelegenheit wegen der Einrichtung einer allgemeinen und höheren Lehranstalt in Berlin finde ich für höhere Geistesbildung im



Staat und auch über die Grenzen desselben hinaus, für die Erhaltung und Gewinnung der ersten Männer jeden Faches und für die Verbindung der in Berlin vorhandenen Akademien, wissenschaftlichen Institute und Sammlungen zu einem organischen Ganzen so wichtig, daß ich die Errichtung einer solchen allgemeinen Lehranstalt mit dem alten hergebrachten Namen einer Universität und mit dem Recht zur Erteilung akademischer Würden nicht verschieben, ihr ihren Sitz in Berlin anweisen, dabei aber die Universitäten Königsberg und Frankfurt bestehen lassen will«.

»Verschieben« – der König hätte gut formulieren können: Ich will hier nicht weiter verschieben, denn spätestens seit 1807 dachte man in Berlin ernsthaft über eine reformorientierte höhere Lehranstalt nach, und so begrüße ich eigens auch die Nachfahren der politischen Akteure, die damals halfen, die Ideen der Professoren, von Theodor Anton Heinrich von Schmalz, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Christoph Wilhelm Hufeland, Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Karl von Savigny, zu modifizieren und zu realisieren: den Prinzen von Hohenzollern, die Humboldt-Nachfahren von Heinz aus Tegel und Herrn Kollegen von Beyme aus Heidelberg.

Im Unterschied zu den Universitätsgründungen des Mittelalters forderten die Gelehrten zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die institutionelle Konstitution ihrer Freistatt vom Staat, und Humboldts wunderbare, im meisterlichen Bericht »an den König« vom 10. bzw. 24. Juli 1809 geäußerte Idee, die Universität auf der Basis von säkularisiertem geistlichen, katholischen Besitz in Schlesien mit Domänengütern auszustatten, ist bis auf den heutigen Tag allenfalls in Ansätzen realisiert worden: Ich grüße die Vertreter der Stiftungen und sonstigen Institutionen, die einen nicht geringen Teil zu unserem viel zu geringen Etat beisteuern, die Stifter und Mäzene, denen wir selbst in einer schweren Wirtschaftskrise großzügigste Zuwendungen verdanken, ich nenne stellvertretend für viele Frau Scheibler von der Alfred Freiherr von Oppenheim-Stiftung und Herrn Regge von der Fritz Thyssen Stiftung.

Since 1948 this University is named after the two Humboldt-Brothers, Wilhelm and Alexander von Humboldt. Alexander was a member of the Prussian Academy and as such had the privilege to give lectures at the university and

so he delivered his well known public lecture-series, the so-called »Kosmos-Vorlesungen«, which belong to the most successful lecture-series in German intellectual history in terms of people attending. Alexander von Humboldt was not sure whether he should consider himself a Frenchman or a German, an American or even a Prussian. Therefore, ladies and gentlemen, I would like to address you with a few words in English, the lingua franca of our time.

This ceremonial act is – such as our German universities in general – quite German in its character. I promise you today that the three hundredth anniversary of our university will be celebrated in a much more international manner. Apart from the German language we will then hopefully also engage with the other languages of Alexander von Humboldt, such as French, Spanish, and not to forget Russian. And maybe – as a scholar of the ancient world I may express this hope – also once again Latin and, I suppose, Chinese, additionally. For the time being, I am thoroughly convinced that all of you, regardless of your native languages, will understand the music by our former student Felix Mendelssohn Bartholdy, the music we will enjoy during this ceremony. We are deeply grateful for the honour which you have conferred upon us by your visit and by attending this ceremony. We very much hope that our ceremony may be both, a joyful and a thought-provoking occasion, and as such a successful prelude to our anniversary. A very warm and sincere welcome to all of you!

Wir feiern heute nur den Auftakt unseres Jubiläums, so, wie die königliche Ordre vom 16. August 1809 auch nur den Auftakt bildete – die Vorlesungen der vier Gründungsprofessoren Schmalz, Wolf, Schleiermacher und Fichte begannen im November 1809 im Palais des Prinzen Heinrich unter deplorablen Bedingungen, übers Jahr wurden jeweils weitere Mediziner, Juristen, Philologen, Chemiker, Physiker, Mathematiker und Biologen berufen, im August 1810 Entwürfe für ein allgemeines Universitätsgesetz vorgelegt, und am 10. Oktober 1810 begannen die Vorlesungen ganz offiziell mit 53 Dozenten, 116 Vorlesungen und einer deutlich geringeren Zahl an Studenten. Wir erinnern an die lange und verwickelte Gründungsgeschichte dieser Universität, indem wir von heute an ein reichliches Jahr feiern bis zum feierlichen Abschluß im Dezember 2010. Der nach langen Mühen dann schlußendlich im Herbst 1810 erfolgten

Eröffnung der Berliner Universität wollen wir gemeinsam mit der Charité und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 6. Oktober 2010 in Anwesenheit des Bundespräsidenten im Rahmen des Wissenschaftsjahres Berlin 2010 gedenken, denn die erwähnte Kabinettsordre des Königs aus dem Jahre 1809 spricht (wir haben es eben gehört) von dem »einen organischen Ganzen«, der neuen Universität, der Akademie der Wissenschaften, der Charité und den musealen Sammlungen der Stadt, unter denen »jeder Teil eine angemessene Selbständigkeit erhalte, doch gemeinschaftlich mit dem anderen zum allgemeinen Zweck mitwirke« – da sind wir uns ja glücklicherweise ganz einig, liebe Kollegen Einhäupl, Parzinger und Stock, die ich sie auch ganz herzlich hier begrüße, wie die Kollegen der Berliner Wissenschaftseinrichtungen insgesamt auch.

Nun bleibt mir nur, alle die sehr herzlich zu grüßen, die ich bisher zu grüßen versäumt habe und ihnen allen einen ebenso anregenden wie unterhaltsamen Auftakt unseres Jubiläums zu wünschen und meiner ganzen Universität ein strahlendes, uns alle beflügelndes Jubiläumsjahr 2009/2010. Vielen Dank für Ihre Geduld!

Das Programm dieser Festveranstaltung weist mir an dieser Stelle eine kurze Antwort auf die Frage »Was ist zu feiern?« zu. Von Robert Koch stammt das Bonmot »Die Frage ist zu gut, um sie mit einer Antwort zu verderben« und so will ich erst gar nicht versuchen, die Frage, was wir eigentlich in den kommenden fünfzehn Monaten feiern werden, abschließend zu beantworten, sondern heute nur einige einleitende Stichworte geben, einem Auftakt angemessene.

Im Oktober 2009 liegt es nahe, den Antwortversuch auf die genannte Frage »Was ist zu feiern?« nicht mit dem August 1809 zu beginnen, sondern mit dem Oktober 1989. Denn wir feiern zunächst einmal in diesem Jahr 2009 auch und gerade die erfolgreiche, nahezu komplette Erneuerung der größten ostdeutschen Universität, wir feiern ein mitunter höchst anstrengendes, dann aber auch immer wieder beglückendes Laboratorium der Einheit von Ost und West par excellence. Die, die dabei waren, schwärmen von diesen Jahren trotz aller Anstrengungen und Schwierigkeiten, und es täte uns zwanzig Jahre danach, im Jahre 2009, gut, uns gelegentlich etwas mehr an den Aufbruchgeist







dieser zweiten Gründerjahre unserer Universität zu erinnern. Darin liegt die erste große Herausforderung dieses Jubiläumsjahres.

So weit, so gut. Aber das ist natürlich nicht die einzige Antwort auf unsere Frage »Was ist zu feiern?«. Bei meinem Versuch einer Antwort schreite ich nun von den Epochenjahren der friedlichen Revolution und der deutschen Wiedervereinigung im späten zwanzigsten Jahrhundert chronologisch betrachtet rückwärts, aber bleibe in Wahrheit mitten in der Gegenwart unserer Universität. Zu feiern ist weiterhin die Selbstbehauptung einer Vision am Ort ihrer Entstehung in Berlin-Mitte ungeachtet aller politischen und moralischen Katastrophen dieser Universität im vergangenen zwanzigsten Jahrhundert – die Selbstbehauptung der Vision der Berliner Humboldtschen Universität, daß Lehrende und Studierende jenseits von überlebten hierarchischen Differenzierungen und disziplinären Schranken gemeinsam forschen und lehren können, in enger Verbundenheit mit einem mindestens vorsichtigen Blick auf das nie erreichbare Ganze der Wissenschaft. Gewiß: Spätestens im Jahre 1933 emigrierte diese Berliner Vision mit den vertriebenen jüdischen Professoren und Studierenden unserer Universität, war seit 1933 und bis 1989 nur noch in Nischen und Rändern Unter den Linden präsent, und so gibt heutigentags viele legitime Erben der einstigen Friedrich-Wilhelms-Universität, nicht nur die vielen Universitäten von Johns Hopkins bis Oslo, die im neunzehnten Jahrhundert nach dem Berliner Modell gegründet wurden, sondern im Grunde auch alle die Universitäten, die nach 1933 vertriebene Berliner Gelehrte aufgenommen haben, ich nenne nur drei, mit denen wir heute eng verbunden sind: Oxford, Princeton und nicht zuletzt die andere HU, die Hebräische Universität in Jerusalem. Diese alle sind mindestens genauso gut wie wir legitime Erben der alten Friedrich-Wilhelms-Universität und des Streites über die Frage, wer die Traditionen der Humboldtschen Universität in dieser Stadt authentisch fortsetzt, bedarf es nun wirklich nicht. Die zweite große Herausforderung des Jubiläumsjahres liegt vielmehr darin, nicht nur mit den vielen Erben der alten Berliner Universität zu feiern – und, natürlich, besonders auch mit unserer vor sechzig Jahren von Studierenden und Professoren dieser Universität gegründeten Schwester in Dahlem, deren geschätzten Kolleginnen und Kollegen ich ein besonders

herzliches Willkommen entbiete –, die Herausforderung besteht vielmehr darin, mit den vielen Erben in einen Dialog zu treten, damit die Berliner Universitäten und auch die Wissenschaftspolitik hierzulande von den groß gewordenen Kindern der Friedrich-Wilhelms-Universität lernen kann, so wie diese einst von uns lernten.

Zu feiern ist schließlich, daß es sich trotz der teilweise längst unerträglichen Beschwörung eines Mythos der Humboldtschen Universität, der sich meist in blassen, niemals von Humboldt gebrauchten Formeln erschöpft und daher einen verständlichen Gegenmythos unter dem Schlachtruf »Humboldt ist längst tot« provoziert, immer noch lohnt, die Ideen der Gründergeneration vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu studieren – vielleicht gerade deswegen, weil sie an manchen Punkten so weit von der Realität der deutschen Universität entfernt sind, mit der wir uns doch, mit Verlaub gesagt, wirklich nicht zufrieden geben können. Mir scheint die dritte große Herausforderung dieses Jubiläumsjahres darin zu bestehen, dieses Mal nicht wie vor hundert Jahren einen neuen Mythos der Humboldtschen Universität zu stiften, sondern ganz nüchtern und präzise zu fragen, was heutigentags noch von Humboldt und von all' den anderen, von Schleiermacher, Schmalz und Savigny, von Hufeland, Hegel und Fichte, zu lernen ist. Die Voraussetzungen in dieser Stadt sind ungewöhnlich günstig, an der Akademie werden die Schriften von beiden Humboldtbrüdern und von Schleiermacher herausgegeben, bildungsgeschichtliche Forschung ist einer der Schwerpunkte der Berliner Wissenschaftslandschaft. Ich möchte nicht mißverstanden werden – natürlich reicht es nicht, nur und immer wieder Berliner Gründerväter zu studieren; Hubert Markl hat das jüngst bei seiner Festrede zum hundertjährigen Jubiläum der Heidelberger Akademie der Wissenschaften noch einmal in wünschenswerter Deutlichkeit gesagt. Mir geht es im Augenblick auch nur darum, daß wir die Berliner Gründerväter wenigstens lesen und nicht nur in Gestalt von Formeln im Munde führen. Es wäre ja schon viel gewonnen, wenn wir in diesem Jahr jene altbekannten Formeln nicht wie Monstranzen durch die Gegend tragen würden – ein Theologe darf das sagen! –, sondern einmal fragen würden, was die berühmten romantischen Einheitsformeln »Einheit von Forschung und Lehre«,

»Einheit von Lehrenden und Studierenden« und »Einheit der Wissenschaft« im Zeitalter gesteigerter funktionaler Differenzierung und angesichts begründeter Vorbehalte gegen Totalitätsansprüche eigentlich noch bedeuten. Und es wäre doch aller Mühe wert, wenn wir endlich einmal zur Kenntnis nehmen würden, daß mindestens der Theologe Schleiermacher in seinen Schriften zur Universitätsgründung keinen Zweifel daran läßt, daß berufsbezogene Bildung von Ärzten, Pfarrern und Richtern zur genuinen Aufgabe von Universitäten im deutschen Sinn gehört und nicht im Zuge der Polemik gegen die Bologna-Reform gegen die berufsfreie Bildung ausgespielt werden darf. Wir müssen, wenn wir unserem Jubiläumsmotto »das moderne Original« gerecht werden wollen, nicht nur Lehrenden wie Studierenden größere Freiheit ermöglichen, als sie bisher in einer gewöhnlichen deutschen, durch die Bologna-Reform geprägten Universität noch selbstverständlich ist (darüber hat Jürgen Mittelstraß jüngst wieder klug geschrieben), nein, wir müssen auch die berufsbildende Orientierung – wohlgemerkt – einzelner, bestimmter Studiengänge nachhaltig steigern, ich denke besonders an die Lehramtsstudiengänge. Freiheit und Bindung nicht nur in diesem speziellen Falle zusammenzudenken, die Orientierung am großen Ganzen und zugleich die Andacht für das unaufgebbare Individuelle wie das berühmte, liebenswerte Detail, die energische Orientierung an der Exzellenz und zugleich die Verantwortung für die vielen schlichten Geister – eben dieses zwar – aber, diese *via media* jenseits der Extreme lehren uns die Väter dieser Berliner Universität, und es fällt angesichts der deutschen Verliebtheiten in die Extreme schwer, diesen mittleren Kurs zu halten. Dabei säumen doch die von den Extremisten hinterlassenen Trümmer der ins Extreme gerissenen deutschen Universität ihren Weg durch die Zeiten. Und selbstverständlich wollen uns die Gelehrten unter den Extremisten bis auf den heutigen Tag einreden, jene *via media* sei das intellektuell ärmere Projekt; man muß ihnen ins Angesicht widerstehen, widerstünden wir nicht, hätten wir unsere Lektion aus der Geschichte dieser Berliner Universität nicht gelernt. Aber natürlich heißt *via media* ins Deutsche übersetzt auch nicht: die Widersprüche zwischen Berufsbildung und berufsfreier Bildung oder zwischen Elite- und Massenstudium irgendwie zusammenpappen und hoffen, daß es zusammengeht; die

»Illusion der Exzellenz« ist ein kleiner, aber gehaltvoller Sammelband überschrieben, der dieses Mißverständnis geistreich ironisiert und vor wenigen Wochen publiziert wurde.

Was aus dieser Geschichte und unserer Gegenwart für die Berliner Universität zu lernen ist, aus Humboldt noch zu lernen ist, habe ich an anderer Stelle in elf Berliner Thesen zur deutschen Universität niedergelegt und brauche Sie damit jetzt nicht weiter zu behelligen. Ich möchte vielmehr diese Bühne anderen überlassen, damit sie auf die Frage, was von Humboldt und den anderen Berliner Gründern noch zu lernen ist, ihre ganz eigenen Antworten geben. Die folgende Podiumsdiskussion moderiert Volker Gerhardt, seit 1992 Inhaber des Lehrstuhls für praktische Philosophie an unserer Universität. Der verehrte Kollege Gerhardt wird Ihnen die Podiasten Glenn Most und Gerhard Casper gleich selbst vorstellen, und so bleibt mir nur, ihn selbst kurz anzukündigen, den klugen Denker, der seine Anregungen gleichermaßen aus Kant und Nietzsche bezieht, sich als *homme de lettre* doch immer seiner politischen Verantwortung gestellt hat, nicht zuletzt im Deutschen Ethikrat und seinem Vorläufer, und doch die steinigen Ebenen der Editionsphilologie im Akademienprogramm nicht scheut – Kant, Nietzsche, Schelling und noch viel mehr. Meine Herren: Wir freuen uns auf Ihre Disputation zum Thema »Was ist von Humboldt (noch) zu lernen?« und ich übergebe Volker Gerhardt zu diesem Zweck das Mikrofon. Zuvor bitte ich aber unseren Universitätsmusikdirektor Constantin Alex und die Seinen, uns Musik unseres einstigen Studenten Felix Mendelssohn Bartholdy zu musizieren, die Sinfonia aus der Symphonie Nr. 2 »Lobgesang« in B-Dur, für die Vierhundertjahrfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst 1840 in Leipzig komponiert.



Die Philosophen haben die Welt
nur verschieden interpretiert,
es kommt aber darauf an,
sie zu verändern. Karl Marx



Vorsicht Stufe

VERNISSAGE DER KUNSTINSTALLATION »VORSICHT STUFE« VON CEAL FLOYER

»Erst forschen, dann anwenden« hat der große Max Planck einmal gesagt. Das wirkt wie eine kluge Gegenparole zu der – wie es in einem geistreichen Titel einer hiesigen Ringvorlesung über die elfte Feuerbachthese unseres Studenten der Rechtswissenschaften Karl Marx heißt – angeschlagenen These, die manche in unserem Hause mit aller Energie verteidigen und andere mit derselben Energie von der Wand genommen haben wollen. Wir haben – im Endergebnis eines Wettbewerbs und einer Entscheidung eines Preisgerichtes – die angeschlagene These zart kontextualisiert, wenn ich dies so sagen darf: »Vorsicht, Stufe!« hat die Künstlerin Ceal Floyer auf alle Stufen des Haupttreppenhauses vor und neben die Feuerbachthese geschrieben und dieser Satz ermahnt zur Vorsicht und zum Nachdenken nicht nur im Blick auf die wenig sinnvolle Marxsche Alternative von Interpretation und Veränderung, die das vergangene Jahrhundert doch so tief geprägt hat. Zeiten des Nachdenkens sind kostbar geworden an der deutschen Universität, wo man an die Stelle der Zeit, die früher für das Nachdenken zur Verfügung stand, die Sitzungen von Gremien und das Schreiben von Drittmittelanträgen gesetzt hat. Unser Jubiläum gibt Gelegenheit, mit anderen gemeinsam nachzudenken und gibt diese Gelegenheit insbesondere mit Ceal Floyers Kunstwerk, für dessen Installation ich vielen hier im Hause zu danken habe: Der Künstlerin, den Mitgliedern des Preisgerichtes, für die mein Kollege Thomas Schmidt das Wort nehmen wird, aber vor allem den Sponsoren aus der Humboldt-Universitätsgesellschaft HUG, für die gleich Nikolaus Breuel sprechen wird: Hartwig Piepenbrock, unser Ehrenvorsitzender, hat namhafte Beiträge geleistet, aber auch weitere, teils anonyme Spender: Wir danken sehr, sehr herzlich dafür.

FESTVERANSTALTUNG FÜR PROFESSOR WOLFGANG HARDTWIG

Wollte ich Vorurteile über die historische Kompetenz von Kirchenhistorikern bestätigen, müßte ich nur behaupten, daß ich Sie das erste Mal bewußt wahrgenommen habe, als im Jahre 1997 die »Theologische Realenzyklopädie« den Buchstaben »R« erreicht hatte und ich Ihren dichten Artikel über den großen Ranke las – und dabei befriedigt wahrnahm, daß Sie zu der leider immer noch viel zu kleinen Zahl von Kollegen gehören, die den tief ironischen, zugleich polemisch antihegelschen Unterton des berühmten Satzes über das Zeigen des eigentlich Gewesenen aus den »Geschichten der romanischen und germanischen Völker« bemerkt und notiert haben. Und wollte ich weiter Vorurteile schüren, dann müßte ich jetzt aus dem Genre des Grußwortes vollständig ausbrechen und in eine Diskussion über die Frage eintreten, ob nicht die Erz- und Intimfeinde Droysen und Ranke eben darin verbunden sind, »daß alles geschichtliche Handeln letztlich providenzgetragen sei«, wie Sie das für Ranke beschreiben (TRE XXVIII, 135) – und die eigentlich spannende Frage ist, wie unterschiedlich trotz aller Gemeinsamkeiten beide große Berliner Historiker diesen Providenzgedanken behandelt haben – ist er beim Superintendentensohn Droysen verkappter, vertuschter, verkleideter, versteckter als bei Ranke, dessen familiäre theologische Wurzeln ebenfalls unübersehbar sind? Ihre Antwort, lieber Herr Hardtwig, würde mich interessieren, hat mich aber heute nicht zu interessieren, denn wir befinden uns hier ja nicht in einem Kolloquium über Geschichtsschreibung im neunzehnten Jahrhundert (wie vor gar nicht so langer Zeit im Senatsaal dieser Universität), sondern in einem Festakt anläßlich Ihres Geburtstages und da schickt es sich nicht, Sie mit Fragen zu überfallen, da gehören Sie gefeiert, auch und gerade durch den Präsidenten dieser Universität.

Und weil unehrliche Feierreden zu feierlichen Anlässen eher problematisch wirken, gestehe ich also hier ganz offen, daß ich gar nicht zuerst die Beiträge von Ihnen wahrgenommen habe, die für den Kirchenhistoriker eigentlich einschlägig wären – also beispielsweise Ihren Beitrag über »Political Religion in Modern Germany« von 2001 oder Ihre auf die Habilitationsschrift zurückgehende Monographie »Genossenschaft, Sekte, Verein: Geschichte der freien Vereinigung in Deutschland«, deren erster Band unter dem Lektorat des wunderbaren Ernst Peter Wieckenberg in München 1997 erschien und für mein Fach

so Essentielles wie den radikalreformatorischen Bund Thomas Müntzers behandelt. Nein, Sie sind dem Promotionsstudenten Christoph Marksches erstmals als Didaktiker des akademischen Unterrichts, nämlich durch Ihr Büchlein »Über das Studium der Geschichte« begegnet, bekanntlich ein Taschenbuch aus dem Jahre 1990, das einundzwanzig »grundlegende Texte zur Theorie der Geschichte und der Geschichtswissenschaft« sammelt, von Chladenius bis Kocka, von einem Erlanger Theologen bis zu einem Bielefelder Sozialgeschichtler. Vieles, was dort klug präsentiert und annotiert wird, versteht sich von selbst, Schiller, Ranke, Droysen, Nietzsche, Weber – aber eben nicht alles: Unter dem Titel »Die Verbesserung der Forschung und Lehre in der Geschichtswissenschaft der Deutschen Demokratischen Republik« wird ein Beschluß des ZK der SED von 1955 auf elf Seiten geboten, in der aparten Nachbarschaft von Gerhard Ritter und Christian Meier, und das Vorwort von Wolfgang Hardtwig verrät: »Ernst Engelberg (Berlin) verdanke ich den Hinweis auf den Beschluß des Zentralkomitees der SED« (aaO. 10). Offenbar waren Sie auch schon vor der Berufung hierher hier, in Berlin-Mitte, zu Hause.

Sie ahnen den Sinn dieser meiner Bemerkungen: Wenn ich Ihnen, lieber Herr Kollege Hardtwig, heute abend für die Jahre engagierten Lehrens und Forschens an der Humboldt-Universität seit 1991 danke, dann nicht nur aufgrund der Aktenlage, sondern durchaus aufgrund von persönlichen Eindrücken, beispielsweise dem Einsatz des nämlichen Büchleins in einer ganzen Reihe von kirchengeschichtlichen Proseminaren und sonstigen Lehrveranstaltungen. Manche dieser Eindrücke sind, auch das will ich ganz ehrlich eingestehen, durchaus ziemlich frisch. Denn es gehört zu den größten Vergnügungen eines Präsidenten dieser Universität, anlässlich von festlichen Anlässen wie Geburtstagen und Emeritierungen seine mehr oder weniger zufälligen Leseindrücke systematisch auszubauen und sich einen Überblick darüber zu verschaffen, was Gegenstand seiner laudatorischen oder eisagogischen Bemühungen sein könnte. Und bei solchem Geschäfte, lieber Herr Hardtwig, hat sich mir der Eindruck aufgedrängt, daß Sie eigentlich fast zwangsläufig 1991 nach Berlin kommen mußten, nicht nur wegen des Textes aus dem ZK der SED: Wer 1990 Aufsätze zum Thema der Denkmalsdebatten in Deutschland im zwanzigsten

Jahrhundert veröffentlicht, der gehört an den Ort, an dem nicht nur erbittert über das Holocaust-Denkmal am Brandenburger Tor gestritten wurde, sondern immer noch über ein Einheitsdenkmal vor dem als Humboldtforum wiederaufzubauenden Berliner Stadtschloß debattiert wird. Wer so gern über Droysen und Ranke, über die Siegessäule und den Innenhof des Berliner Zeughauses nach dem Umbau 1877, über Siegesallee und Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms auf der Schloßfreiheit schrieb, der mußte im Grunde in die räumliche Nachbarschaft dieser Orte. Und so schrieben Sie dann, einmal nach Berlin und in den nicht einfachen Neuaufbau des Historischen Instituts gekommen, auch weiter über Berlin – beispielsweise im Jahrbuch der hiesigen Museen über »Kugler, Menzel und das Bild Friedrichs des Großen« oder über die großen Berliner Mäzene und Sammler zu Beginn des letzten Jahrhunderts, Eduard Arnhold, Wilhelm von Bode und Harry Graf Kessler, mit wie gewohnt kräftigem Urteil: Bodes Memoiren charakterisieren Sie knapp »merkwürdig öde« (Hochkultur des bürgerlichen Zeitalters, 346f.), und wer je, beispielsweise begeistert von Bodes Berliner Museum, in die Bibliothek gegangen ist und zu den inzwischen in kommentierter Ausgabe vorliegenden Bänden seiner Lebensbeschreibung gegriffen hat, wird vielleicht anfangen wollen, mit Ihnen zu diskutieren, aber eben das ist ja ein Zeichen von Güte wissenschaftlicher Arbeit, wenn sie zu Diskussionen einlädt, und ich als Kirchenhistoriker werde mich natürlich hüten, mit Ihnen, dem studierten Kunsthistoriker, über Bode zu diskutieren, da sitzen schon hier im Raume peritissimi, mit denen der Präsident nicht zu konkurrieren versuchen sollte. Außerdem wollte ich ja die angesichts des Oeuvres von Hardtwig naheliegende Gefahr, ein Grußwort als wissenschaftliches Gespräch mit einem Geburtstagskind anzulegen, eigentlich vermeiden und muß nun bekennen, daß mir das eigentlich bereits zum zweiten Mal nicht wirklich gelungen ist.

Aber, lieber Herr Hardtwig, das kann und muß man ja zu Ihrem Ruhm sagen: Wenn einen irgendwie – und sei es nur irgendwie – die Geschichtswissenschaft interessiert, ist es eigentlich gar nicht möglich, an Ihnen vorbeizukommen. Sie ziehen einen ins Gespräch, in die Diskussion, mit Ihren großen Themen (da muß ich ja nur das Stichwort »Bürgerliche Gesellschaft« nennen

...) und natürlich auch mit Ihren Thesen – beispielsweise mit dem vorsichtigen Versuch, die historische Sozialgeschichte hin zur Kulturgeschichte zu öffnen, wenigstens hin zur politischen Kulturgeschichte, ungeachtet aller Blitze, die manchmal aus der Bielefelder Steppe gegen die Kulturgeschichte geschleudert werden. Oder, das muß im Jubiläumsdoppeljahr unserer Universität noch erwähnt werden, mit Ihren im eigentlichen Sinne universitätsgeschichtlichen Beiträgen, in denen jedenfalls nicht dem Mythos einer schlechterdings einzigartigen, gleichsam vom Humboldtschen Ideenhimmel gefallenen Alma Mater Berolinensis das Wort geredet wird

Mit alledem, als akademischer Lehrer und Forscher, haben Sie zum Ruhme des Historischen Institutes der Humboldt-Universität beigetragen, und deswegen gratulieren an Ihrem Geburtstag nicht nur dieses Institut, Ihre Freunde und Kollegen, sondern eben auch der Präsident dieser Universität – nicht leibhaft, weil er leider trotz aller Bemühungen verhindert ist, aber immerhin mit diesen unvollkommenen Versuchen, seine bleibenden Eindrücke von Ihren Arbeiten anzudeuten. Daß Sie und ein ganzes Auditorium solche Versuche geduldig angehört haben, erfüllt den abwesenden Präsidenten auch in der Ferne mit Dankbarkeit. Er entbietet Ihnen herzlichste Glück- und Segenswünsche, der ganzen Veranstaltung wünscht er einen guten Verlauf.



ERÖFFNUNG DES GEISTESWISSENSCHAFTLICHEN KOLLEGS »ARBEIT UND LEBENS LAUF IN GLOBALGESCHICHTLICHER PERSPEKTIVE«

Was macht ein Präsident, der gleich zweimal an einem Tag von klugen Historikern aus dem Umfeld der historischen Sozialgeschichte um ein Grußwort gebeten wird, beim Abfassen des zweiten Grußwortes? Nachdem er bereits zur Vorbereitung für einen Geburtstagsglückwunsch für einen klugen Neuzeithistoriker der eigenen Universität heute um Fünf viel zu viel gelesen, neugierig Aufsatz um Aufsatz durchgeblättert hat? Die Zeit wird knapp und er greift, um das Grußwort für um Sechs und einen nicht minder geschätzten Historiker vorzubereiten, nun radikal zu den Hilfsmitteln, mit denen auch anderswo die Grußworte vorbereitet werden, den Lexika. Und beginnt, weil die Bände direkt unter den Schriften zur historischen Theorie (und damit den Büchern des Geburtstagsfeiernden Wolfgang Hardtwig stehen) mit Band eins des »Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens«, Stichwort »Arbeit, arbeiten«, 1927 erschienen, Autor Bächtold-Stäubli. Der Blick enttäuscht, wie gleich der erste Satz des nämlichen Artikels deutlich macht: »Vom Standpunkt des Aberglaubens kommen in der Hauptsache Arbeitsverbote in Betracht« (HdA I, 568). Mit Rasonieren über Arbeitsverbote kann man auch als Präsident schlecht zur Eröffnung der Arbeit eines Kollegs über »Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive« grüßen. Und es geht auch nicht wirklich glücklich weiter im erwähnten Artikel: »Wer in Hessen an einem ersten Feiertage eine unerlaubte Arbeit tut, muß sie nach seinem Tod in Ewigkeit fort tun« – ja, das ist wohl eine Aussage über Arbeit und Lebenslauf, aber die globalgeschichtliche Perspektive kommt bei einem Beginn ausgerechnet in Hessen nicht wirklich zum Tragen.

Solchermaßen von einem Lexikon enttäuscht, das mindestens in seinem Artikel »Arbeit« in äußerst mißverständlicher Diktion »vom Standpunkt des Aberglaubens« aus verfaßt ist, griff ich zu dem Lexikon, das in meinem Regal – ungelogen – unmittelbar neben dem Handwörterbuch steht, dem »Historischen Wörterbuch der Philosophie«. Einschlägig sind die Artikel »Arbeit« und »Arbeiter, Arbeiterfrage« von Krüger, ebenfalls aus dem ersten Band, 1971 erschienen, Autoren Chenu und Conze. Der erste Artikel aus der Feder eines bekannten Experten für mittelalterliche Scholastik kommt so geschraubt daher, daß er sich eigentlich für ein abendliches Grußwort auch nicht wirklich eignet: »Auch in der Geschichte ihres vorphilosophischen und philosophischen Ge-

brauchs entbehren die Wörter für Arbeit indes nicht des menschlich-existenziellen Sinnes« (HWPh I, 480). Ist nun die Philosophie aus dem Blickwinkel des den Artikel abfassenden Dominikanerpaters so lebensfern, daß sie den Worten ihren menschlich-existenziellen Sinn nimmt, Worte unmenschlich und lebensfern-theoretisch macht – dann würde es wirklich darauf ankommen, sie zu verändern, wie ein prominenter, der katholischen Theologie eher fernstehender Denker formuliert hat, der allerlei über Arbeit zu sagen wußte. Oder kommt erst durch die Philosophie Menschlichkeit und ein existentieller Sinn in die Begrifflichkeit? Gewiß, globale Fragen, die der Herr Chenu *Ordo Praedicatorum* da aufwirft, aber eher keine globalgeschichtlichen Fragen. Außerdem verdrießt den im Präsidentenamt rastlos schaffenden Altertumswissenschaftler an diesem Artikel schon, daß er dort sein Lieblingszitat zum Thema »Arbeit« nicht lesen kann: *Labor improbus omnia vincit*, »in allem bewährte sich siegreich arge Mühsal«, wie der Dichter Vergil mit Blick auf die Berliner Finanzlage, das neu erblühte Antragswesen der deutschen Exzellenzwettbewerbe und die Anstrengungen, ein solches Kolleg einzuwerben, bereits vor etlichen hundert Jahren formuliert hat (*Georgica* I 145). Und mindestens dieses Zitat braucht es doch, um Andreas Eckert und Jürgen Kocka für die Mühe zu danken, die diesem Antrag zum Erfolg verholfen hat; ich weiß, wovon ich rede, denn ich war in Bonn dabei und habe beide sprechen gehört und ihre Texte gelesen, bevor ich sie unterschrieb. Und denke immer an eine wunderschöne Konferenz zum Thema »Arbeit«, zu der der permanent fellow Jürgen Kocka auch die impermanent fellows des Wissenschaftskollegsjahrgangs 1998/1999 an einem nebligen Sonnabend in den Henry-Ford-Bau einlud. Es ist mir ein Vergnügen zu sehen, daß der damals verfolgte Ansatz in globalgeschichtlicher Modifikation und unter Hinzunahme des gleichfalls klassischen Berliner Themas »Lebenslauf« nun für eine ganze weitere Zeit neue, spannende Forschung verspricht.

Ich verzichte darauf, Ihnen nun den Artikel »Arbeit« aus dem philosophischen Wörterbuch weiter zu glossieren, obwohl er besser wird, je näher er an die Gegenwart kommt, daß der Kirchenhistoriker im Präsidentenamt mit den Abschnitten zu Luther und Calvin gleichwohl nicht zufrieden ist, wird Sie nicht

überraschen. Und daß Conze zum Thema »Arbeiter, Arbeiterfrage« etwas zu bemerken hat, überrascht natürlich auch niemanden, der hier im Raum sitzt. Aber globalgeschichtlich argumentiert natürlich auch der Altmeister der deutschen Sozialgeschichte nicht – Bettelmönchspredigten, die Reichsgewerbeordnung von 1869/1871, und der bereits genannte, leicht antikatholische Denker aus dem Rheinland. Wir bleiben, etwas despektierlich formuliert, wieder in Hessen und angrenzenden Regionen, wie im Handwörterbuch des Aberglaubens, und das ist nicht besser in den Artikeln »Arbeitsethos« (beschränkt auf Genf und den dortigen Protestantismus), »Arbeitsteilung« und »Arbeitswelt«. In Summa: Die Literaturlage, jedenfalls diese Literaturlage, läßt keinen Zweifel daran, daß eine Erforschung des Themas »Arbeit« in globalgeschichtlicher Perspektive ein dringendes Desiderat darstellt.

In dieser Lage griff ich zu einem dritten Lexikon, das ein wenig entfernt von den beiden anderen steht, zu den »Geschichtlichen Grundbegriffen« und Werner Conzes Artikel über »Arbeit«, in Wahrheit – nimmt man den gleichfalls von Conze verfaßten Beitrag »Arbeiter« dazu – eine kleine Monographie. In diesem überaus gründlichen Beitrag steht nun natürlich der Satz Vergils zu lesen und ist insofern nicht zu bekritteln – aber wieder fehlt jede globalgeschichtliche Perspektive. Conze, in den schwierigen Jahren 1969/1970 Rektor der Ruperto-Carola, hat sich sozusagen gerade einmal von Duderstadt nach Heidelberg bewegt, obwohl er doch eigentlich stets interdisziplinär dachte und handelte und durch zahlreiche internationale Initiativen – insbesondere in Richtung Frankreich, Japan und der Sowjetunion – der Provinzialität der deutschen Geschichtswissenschaft entgegenwirkte, wie es (horrible dictu, aber zutreffend) in einem bekannten Internetlexikon heißt. Aber ich will gleich sagen, daß ich als Altertumswissenschaftler auch nur kaum in der Lage wäre, diesen engen Blick unserer Vorväter zu ergänzen (etwas despektierlicher: ein paar Tage Kuba machen einen noch nicht, wie einstens Alexander von Humboldt in seinem großen Kuba-Werk, zum Experten für Sklavenarbeit in Neuspanien) und mich deswegen umsomehr über das und auf das freue, was heute hier beginnt oder präziser heute hier feierlich eröffnet wird.

Grußworte sollten nicht zu lange dauern: Der eingangs erwähnte Artikel »Arbeit« im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens schließt mit erschrecklichen Geschichten: Wer als Frau seine Arbeit nachlässig verrichtet, bekommt mindestens nach dem Glauben der Menschen in Duderstadt (und auch das liegt wieder in Hessen) einen Witwer zum Mann. Vor allem aber werden der und die, die beim Mondschein arbeiten und so wider Gottes Schöpfungsordnung die Nacht zum Tage machen, schlimme Folgen zu gewärtigen haben, für Details verweise ich auf den genannten Artikel. Da, wenn mich nicht alles täuscht, bereits der Mond scheint, will ich lieber nicht länger arbeiten (und also mein Grußwort zu einem Ende bringen), sondern vielmehr dem Herrn Kollegen Eckert, den anderen Trägern und Mitarbeitenden, Fellows und Gästen nur noch stets glückliche Umstände beim Arbeiten über die Arbeit wünschen, die rechte Stunde und die rechte Intensität, die die glücklichen Einfälle und die bemerkenswerten Ergebnisse mit sich bringen. Die ganze Universität freut sich, daß es gelungen ist, das Kolleg zu installieren, und freut sich auf die Ergebnisse seiner Arbeit: Glück auf, wie man in bestimmten, durchaus auf Hessen nicht beschränkten Arbeitszusammenhängen sagt.

TAGUNG »STREIT UM DARWIN«

Von einem meiner Jerusalemer akademischen Lehrer stammt das schöne Bonmot, daß nicht alle Menschen, die zur selben Zeit leben, Zeitgenossen sind. Ich kann mir nicht helfen: Dieser Satz, den jener auch in Deutschland bekannte wie beliebte Gelehrte erstmals von seiner Großmutter gehört hatte, fällt mir immer ein, wenn ich vom Kreationismus höre und von Kreationisten. Und wie so fällt er mir ein? Die Autoren der beiden biblischen Schöpfungsberichte waren einmal Zeitgenossen. Sie orientierten sich an den Ergebnissen babylonischer Wissenschaft – ich nenne im Unterschied zu einer andersgerichteten Konvention auch vormoderne, auf der Basis von Experimenten und Beobachtungen angelegte, Maßstäben der Rationalität verpflichtete Weltdeutung Wissenschaft – nochmals: Die Autoren der beiden biblischen Schöpfungsberichte waren einstens Zeitgenossen, sie verfaßten ihre religiöse Rede wie die darauf bezogenen biblischen Texte auf der Basis von Ergebnissen babylonischer Wissenschaft, orientiert an einem zeitgenössischen, nach damaligen Maßstäben wissenschaftlichen Weltbild. Natürlich muß man zwischen der religiösen Rede und dem zugrundeliegenden, nach damaligen Maßstäben wissenschaftlichen Weltbild als dem Horizont der religiösen Rede noch einmal sorgfältig differenzieren, aber die enge Verbindung, ja Verquickung beider ist wohl jedem Leser und jeder Leserin biblischer Texte unabweisbar deutlich.

Wenn man nun diese Zeitgenossenschaft der Autoren biblischer Texte ignoriert und das Amalgam aus religiöser Rede und zeitgenössischem, nach damaligen Maßstäben wissenschaftlichen Weltbild ohne viel Federlesens als untrennbare Einheit nimmt, dann entsteht eben jener leicht kuriose Eindruck mangelnder Zeitgenossenschaft, den auf mich als Kirchenhistoriker Kreationisten machen, die versuchen, die beständige Entwicklung wissenschaftlicher Weltbilder sozusagen auf einer sehr frühen Stufe im Interesse der Religion still zu stellen. Natürlich ist mir bewußt, daß der hier eingeleitete Versuch der Pazifizierung des Verhältnisses von Gottesglaube und Evolutionstheorie explikationsbedürftig und diskussionswürdig ist, und es geht mir auch nicht darum, den Gottesglauben als eine nichtwissenschaftliche religiöse Rede gleichsam aus dem Diskurs mit anderen zeitgenössischen wissenschaftlichen

Weltdeutungen zu ziehen. Dieser Versuchung verfallen Theologen immer wieder einmal, indem sie die kosmologischen Implikationen der Rede von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, auf eine kategorial so differente Ebene heben, daß der Dialog im Haus der Wissenschaften ganz unmöglich wird. Nein, wenn Theologen im Haus der Wissenschaften Gott als den Grund der Möglichkeit dafür behaupten, daß überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts, dann wird und muß man über das Verhältnis des Grundes der Möglichkeit zu den vielen anderen Gründen von konkretem Sein sprechen. Ich tue das nicht, denn ich bin Präsident einer Universität und als solcher ohnehin für solche schwierigen Probleme nicht zuständig, und dann auch Kirchenhistoriker und könnte ihnen also auch nur die Geistesgeschichte dieses Problems entwickeln, nicht seine zeitgenössische Lösung, dafür gibt es die systematischen Theologen und ein sehr kluger Vertreter dieser Spezies spricht auf dieser Tagung.

Charles Darwin hat, wie man beispielsweise Matthias Glaubrechts schöner Biographie entnehmen kann, Theologie studiert. In Cambridge, im Christ's College. Den Kirchenhistoriker im Präsidenten jückt es in diesem Darwin-Jahr immer, die Debatte über Darwin und die Theologie bereits an dieser Stelle anzusetzen. Meint: Zu fragen, ob es nicht – im Unterschied zu der Tendenz in vielen Biographien – gar nicht so verwunderlich ist, daß ein Cambridger Theologiestudent der Jahre 1828 bis 1831 so viel Naturbeobachtung treibt, Glaubrecht hat das sehr schön herausgearbeitet. Und mich jückt es weiter zu fragen, ob nicht in eben dieser Verbindung von Naturbeobachtung und Theologie, vor allem der zeitgenössischen Art, die beobachtete bunte Vielfalt ohne viel Federlesens als kosmologischen Gottesbeweis zu nehmen, ein gutes Stück des Pudels Kern der vielen, vielen Mißverständnisse zwischen Theologen und Evolutionstheoretikern im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert liegt. Kants Kritik dieses und anderer Gottesbeweise, die in Deutschland so selbstverständlich von der Theologie rezipiert wurden, ja durch die Universitätstheologie erst recht mit popularisiert wurden, spielten in der klassischen englischen Universitätstheologie des neunzehnten Jahrhunderts, wenn ich recht sehe, keine große Rolle. Und heutigentags wird der Streit um Darwins Theorie, den die Kreationi-

sten führten, durch sie ganz gewiß auf der Basis der Kantischen Kritik am kosmologischen Gottesbeweis geführt. So perpetuieren sich Sackgassen im Streit um Darwin. Und dafür sind übrigens ja nicht nur Theologen verantwortlich.

Glücklich wäre ich, wenn ich an Ihrer Tagung teilnehmen könnte, um zu sehen, wie Sie solche Sackgassen vermeiden; glücklich wäre ich, wenn ich selbst die Andeutungen meines Grußwortes zu einem regelrechten Beitrag hätte ausbauen können. Sie ahnen, daß der evangelische Theologe am Tage der Bischofseinführung hier in Berlin allerlei zu tun hat und sich nicht ganz der Wissenschaft widmen kann, so gern er das täte. Es wird sie auch mäßig trösten, daß ich gemeinsam mit meinem Erfurter Kollegen Hans Joas in rund einem Monat, am 18. und 19. Dezember in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, selbst eine Tagung zum Thema »Evolution der Religionen?« organisiere und dabei die Frage stelle, wieweit die Religionsgeschichte nach dem Paradigma der Evolutionstheorie entworfen werden kann. Das möchte manchen unter ihnen nun vollends nach Pazifizierung aussehen, danach, daß sich die Theologen die Evolutionstheorie gleichsam unter den Nagel reißen – ja, gewiß: Aber dieser Vorgang der Aneignung, der natürlich nur überzeugend ist, wenn Evolution nicht einfach nur als Synonym für »Entwicklung« steht, ist ja ein Zeichen dafür, daß Theologen bei der Diskussion über Darwins Theorie im Unterschied zu den Kreationisten durchaus Zeitgenossen sein können.

Ich hoffe, daß bald ein Tagungsband vorgelegt wird, der mir wenigstens das nachträgliche Studium Ihrer Beiträge ermöglicht, und wünsche ihrer spannenden Tagung einen guten Verlauf. Vielen Dank für Ihre Geduld.

18. WERNER-REIHLEN-VORLESUNG »DIE ›UNSIHTBARE HAND‹ (ADAM SMITH) UND DIE GIER«

Über die für diese Reihlen-Vorlesungen titelgebende Metapher der »invisible hand« und den Moralphilosophen Adam Smith, der sie popularisiert hat, sollte ein Kirchenhistoriker, der sich vor allem mit der christlichen Antike beschäftigt, ebenso wenig rasonieren wie ein Präsident, der durch ein paar Jährchen Universitätsverwaltung noch keine spezifische Kompetenz für die klassische Volkswirtschaftslehre erworben hat. Allenfalls über die »Gier« vermag er in seinem Grußwort zur Eröffnung dieser Vorlesung etwas zu sagen – denn die pleonexia, das »Mehr-Haben-Wollen«, und die avaritia, die phylargyria, sind mir natürlich aus den Lasterkatalogen meiner Kirchenväter wohl vertraute Begriffe. Aber nicht erst der nordafrikanische Bischof Augustinus, sondern schon Jahrhunderte zuvor der Historiker Thukydides meinte, daß jenes »Mehr-Haben-Wollen« aus der Natur des Menschen kommt und als gefährlicher Naturtrieb zusammen mit der philotimia Wurzel allen Übels ist (RAC XIII, 228). Immerzu »Mehr-Haben-Wollen« ist für griechische Historiker wie auch die Tragiker gegen göttliches Recht und Gesetz, ist ein Ausdruck menschlicher Hybris, stört die Gemeinschaft und bringt das bereits erworbene Gut in Gefahr – so, wie gesagt, wurde bereits lange vor Aufkommen des Christentums gedacht, und es tut gut, sich solche schlichten Befunde gelegentlich klarzumachen, bevor große Theorien über die Last des augustinischen Erbes in der christlichen Theologie aufgestellt werden. Der pagane Rhetoriker Dion Chrysostomus, ein Zeitgenosse von Plutarch, Tacitus und Plinius dem Jüngeren, schrieb eine ganze Rede gegen die Gier und leitete sie mit der feinen Beobachtung ein, daß »jedermann sie als schädlich und verderblich kennt, als die Ursache der größten Übel, und daß doch keiner von ihr frei ist und sich damit begnügt, eben nur so viel wie sein Nachbar zu haben« (or. 17,6).

Ich will jetzt nicht in einem Grußwort wie in einem Lexikonartikel durch die diversen Belege aus unterschiedlichen Jahrhunderten wandern und bemerke lediglich zusammenfassend: Auch das Christentum polemisierte bekanntlich von Anfang an gegen die Gier. »Die Gier ist die Wurzel aller Übel« (1Tim 6,10), um nur einen einzigen biblischen Beleg zu nennen. Entsprechend war beispielsweise die christliche Predigt gegen die Gier zu allen Zeiten wenig dezent, oft drastisch: »Männer und Frauen, angetan mit schmutzigen Lumpen«, die sich auf glühenden Kieselsteinen wälzen müssen: Diese furchtbare Hölle-

vision entwirft die Petrusapokalypse für die Gierigen, die »vertraut haben ihrem Reichtum und sich nicht der Witwen und Waisen erbarmt, sondern Gottes Gebot mißachtet haben« (NTApo II, 573). Obwohl die nachkonstantinischen Kirchenordnungen bestimmen, daß Kleriker, die auf Geld gierig sind, amtsenthoben werden, ist nach dem im fünften Jahrhundert lebenden Gallier Salvian von Marseille Gier praktischer Götzendienst und ihre weite Verbreitung eine Folge der Dekadenz des Christentums, dessen äußerem Zuwachs kein inneres Wachstum entsprach (RAC XIII, 244). Und bei dem großen Mönchstheologen Evagrius Ponticus kann man lesen, daß »der Vielbegüterte von Sorgen gefesselt ist und wie ein Hund an die Kette gebunden« ist.

Warum, so fragt sich der Patristiker im Präsidentenamt, der das schöne Programm der diesjährigen Reihlen-Vorlesungen zur Hand nimmt, warum sind wir eigentlich so stumm geworden angesichts der öffentlichen Rehabilitation von Geiz und Gier? Warum haben wir eigentlich solche antiken Texte vergessen und vergleichsweise tatenlos zugesehen, wie die beständige Zunahme des Leistungsdrucks (nicht nur, wie man angesichts des neu aufflackern den Bildungsstreiks sagen muß, an den Universitäten) die Gier als erfolgreiche Lebenshaltung neu etabliert hat? Die große Wirtschaftskrise macht deutlich, daß dies keine protestantischen Spezialfragen sind, keine Erwägungen von Menschen, die die reformatorische Polemik gegen religiöse Vergötzung der Leistung mißverstanden haben im Sinne einer allgemeinen Polemik gegen Leistung – nein, inzwischen ist auch vielen Menschen, die recht wenig mit Christentum am Hut haben, deutlich, daß die Gier – gerade so, wie es die antiken Heiden und Christen sahen, die gefährliche Wurzel allen Übels ist.

Ich bin sicher, daß Sie nicht bei solchen plakativen Aussagen stehen bleiben werden, sondern differenziert werten und engagiert diskutieren werden. Ich versichere Ihnen, daß Ihr Thema nicht nur von höchster Aktualität ist, sondern von zentralem Interesse für diverse Disziplinen und somit für viele Angehörige dieser Universität. Besser kann man eigentlich kein Thema aussuchen, keine Vorlesungsreihe organisieren, und deswegen geht am Schluß mein Dank an die Familie Reihlen, die uns diese Reihe so treu ermöglicht, und an die vorbereitenden Professores Gerhardt und Slenczka.



HU200

DAS
MODERNE
ORIGINAL



ERÖFFNUNG DES JACOB-UND-WILHELM-GRIMM-ZENTRUMS

Wenn soll ich begrüßen heute morgen? Vielleicht doch zuallererst die über zweieinhalb Millionen Bücher, die da unter uns und hinter uns gesammelt sind in diesem herrlichen Bau, den Max Dudler uns entworfen hat. Warum sollte man Bücher grüßen und nicht zuallererst die Menschen, die sie lesen oder die ermöglicht haben, daß sie gelesen werden? Nun, schlicht und einfach deswegen, weil Reverenz gegenüber dem gedruckten Buch ja längst nicht mehr selbstverständlich ist – man liest eben heutigentags lieber die oft ziemlich grauenhaften Einträge des Internetlexikons Wikipedia, als zu einem der vierundsechzig Bände des Universal-Lexicons von Johann Heinrich Zedler zu greifen, das in kürzester Frist 1731 bis 1754 publiziert wurde und nicht nur einen prominenten Platz in unserem Forschungslesesaal oben im sechsten Stock einnimmt, sondern seit fast zehn Jahren digitalisiert im Internet zur Verfügung steht.

Ja, heute gehören zuallererst einmal die Bücher begrüßt, beispielsweise die anderthalb Millionen, die hier frei zugänglich in den diversen Etagen des Baus in den edlen dunklen Regalen aufgestellt sind, die uns das Land Berlin finanziert hat, an dessen Spitze der Herr Regierende Bürgermeister, Klaus Wowereit, steht. Die Bücher gehören zuerst begrüßt, damit sich hierzulande nicht der melancholische Eindruck festsetzt, dieser Bau sei der letzte große Bibliotheksbau eben dieses Landes gewesen, ein Anachronismus für überholte Medien, den sich eine ins schöne Bauen verliebte Senatsverwaltung für Stadtentwicklung geleistet hat, unsere Baudienststelle, an deren Spitze die Senatsbaudirektor Regula Lüscher steht, in der Schweiz geboren wie der Architekt Max Dudler, und ihre Mitarbeiter Martens, Gierth, Ostendorf, Ossowski, Schöpke und Windolph, die den Architektenwettbewerb organisiert, als prüfende Dienststelle fungiert und in vielen, vielen anderen Tätigkeiten jederzeit dem Bau und dieser Universität hilfreich zur Seite gestanden haben.

Und besonders begrüßt gehören natürlich die etwas über tausend Bände, die aus der privaten Bibliothek der Brüder Grimm erhalten geblieben sind und in einem gut klimatisierten Depot neben dem Forschungslesesaal stehen, viel klassische Philologie und germanische Altertumskunde, natürlich, aber auch manches andere, sorgfältig bewahrt von Milan Bulaty, dem Direktor des Hau-

ses und seinen vielen Mitarbeitern, in ein so kostbares Geschmeide gefaßt dank der Hilfe unseres Abgeordnetenhauses und seiner Mitglieder, aber auch der Wissenschaftsverwaltung, von Herrn Mahnke und Frau Riedel.

Wer schon einmal durch diesen unendlich schönen Bau, dessen Terrassen und Gänge zum Flanieren einladen, spaziert ist, weiß, daß aus den verschiedenen Teilbibliotheken und Depots kostbarste Buchbestände wieder aufgetaucht sind, die schließlich auch noch einen besonderen Gruß verdienen – ich denke beispielsweise an die wunderbaren wissenschaftsgeschichtlichen Bestände, die sich oben in der Nordostecke des sechsten Stockwerks finden und die ich zuletzt besonders grüße. Wenn wir solche und andere Zimelien heute ganz selbstverständlich nutzen können, dann dank der Hilfe der Carl Friedrich von Siemens Stiftung und ihres Geschäftsführers Heinrich Meier, aber auch dank der Hilfe der Berliner Volksbank, von Holger Hatje und Stefan Gerdsmeyer, samt der Warburg-Melchior-Olearius-Stiftung, von Christian Olearius und Daniel Bresser: Sie füllen dieses Haus mit Büchern, versorgen in einem Kinderraum die jüngsten Leser und ermöglichen Erholung vom Lesen auf einer spektakulären Dachterrasse.

Erholung vom Lesen? Man sollte angesichts von Max Dudlers Bau, den man gar nicht genug rühmen kann, vielleicht besser von Erholung durch Lesen sprechen, und insofern sollte ich nach den Büchern endlich auch die Leser begrüßen, präziser: die Leserinnen und Leser, die ich noch nicht indirekt genannt und damit begrüßt habe. Die Studierenden zuallererst: Sie protestieren mit Recht gegenwärtig im ganzen Land für bessere Studienbedingungen und gegen eine an allerlei Stellen gepatzte Bologna-Reform: Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, heute inauguriert wir eine nachhaltige Verbesserung Ihrer Studienbedingungen, das erste eigene Gebäude unserer Universitätsbibliothek seit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, als letzte ostdeutsche Universität, es wurde Zeit. Dann grüße ich aber auch die übrigen Angehörigen dieser Universität und die Leserinnen und Leser der ganzen Stadt, die unser schönes neues Schatzhaus mit seinen großzügigen Öffnungszeiten zahlreich

frequentieren, aber glücklicherweise nicht so zahlreich, daß es unter dem Ansturm seiner Besucher schon zusammengebrochen ist: Den Büchern und denen, die sie lesen, gilt mein Gruß – und damit habe ich nun hoffentlich jeden und jede von denen, die hier sitzen, begrüßt, niemanden vergessen und auch die getröstet, die mangels Platz in dieser Eingangshalle stehen müssen oder so ungünstig sitzen, daß sie nur meine Worte hören konnten, aber den Sprecher nicht sahen, was, so scheint mir, verschmerzbar ist.

Nun ist es mir eine Freude, unseren Regierenden Bürgermeister um sein Grußwort zu bitten, einen Politiker, dem man – wenn ich das so scherzhaft im Blick auf die Zentral- und Landesbibliothek sagen darf, mit der wir gemeinsam im Humboldt-Forum vereint sein werden – dem man mangelndes Engagement für Bibliotheken nun wirklich nicht nachsagen kann.







VERLEIHUNG DER EHRENDOKTORWÜRDE AN RABBINER ERNST STEIN

Leider existiert keine Zusammenstellung der Ehrendoktoren aus zweihundert Jahren Geschichte dieser Universität. Ja, uns fehlt peinlicherweise eine Zusammenstellung der Ehrendoktoren aus zweihundert Jahren, und so kann ich die Frage, wie viele Rabbiner die Berliner Universität in ihren zweihundert Jahren Geschichte ausgezeichnet hat, nicht ganz präzise beantworten. In der Mitte der 1990er Jahre zumindest wurde der aus Deutschland stammende Rabbiner Gunther Plaut mit dieser Auszeichnung bedacht. Ich kann es mir auch ohne zuverlässige Unterlagen für die Zeit vor dem Nationalsozialismus nicht recht vorstellen, dass zu dieser Zeit Rabbiner einen Ehrendoktor an dieser Universität erhalten haben, denn warum sollte die Berliner Universität ausgerechnet die Repräsentanten einer Religion auszeichnen, deren Angehörige hier über lange Zeit nur um den Preis der Konversion Professoren werden durften und sich auch dann noch Diffamierungen anhören mußten, der Name des Historikers Treitschke mag für viele stehen. Daß zwischen 1933 und 1989 Rabbiner hier Ehrendoktorwürden erhielten, mag ich auch kaum glauben, selbst wenn es ja zu DDR-Zeiten immer wieder Versuche gab, das – vorsichtig gesagt – ziemlich ambivalente Verhältnis des Staatssozialismus zum Judentum zu korrigieren. Und genauso wenig kann man sich vorstellen, daß die Dozenten der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, die sich ja nur die kürzeste Zeit ihrer Existenz von 1920 bis 1934 »Hochschule« nennen durfte, ihre Kollegen jenseits der Spree besuchten und um den Vollzug einer Ehrendoktorwürde baten, die ihnen selbst schon aus Gründen des Status ihrer Einrichtung verwehrt war. Und die kluge Dozentschar der Einrichtung in der Artilleriestraße 14, der heutigen Tucholskystraße 9, kam in der damaligen Sicht unserer Universität nicht für entsprechende Ehrungen in Frage: Leo Baeck hatte 1895 in Berlin bei Dilthey promoviert, Ismar Elbogen, der 1919 zum Professor ernannt wurde, promovierte 1898 bei Jakob Freudenthal in Breslau – Ehrendoktoren erhielten beide erst, nachdem sie Deutschland verlassen hatten. Gleiches gilt natürlich für die Studenten der Hochschule: Emil Fackenheim, den ich in Jerusalem 1984 erstmals wieder öffentlich Deutsch habe sprechen hören, wurde erst lange nach seiner Promotion Ehrendoktor der Universitäten Duisburg und Halle.

Nehmen wir also bis zu besserer historischer Belehrung einmal an, daß wahr sei, was leider vermutlich wahr ist: Daß diese Universität in ihrer zweihundertjährigen Geschichte noch nicht sehr viele Ehrendoktorwürden an einen Rabbiner verliehen hat, aber dafür eine erkleckliche Zahl an evangelische Pfarrer und einige vermutlich auch an katholische Priester. Deswegen freut es mich besonders, daß der neue evangelische Bischof von Berlin, Markus Dröge, uns die Ehre seines ersten Besuchs an dieser Universität ausgerechnet heute erweist. Sie haben, lieber Herr Rabbiner Stein, einmal gesagt, daß Sie sich manchmal vorkommen »wie der letzte Dinosaurier« – heute gilt das gewiß nicht, denn Sie sollen ja nicht der letzte, sondern einer der ersten Rabbiner sein, den wir auszeichnen: *vivant sequentes*. Denn wenn wir es bei dieser einen Ehrung belassen würden und dächten, wir hätten damit unsere Pflicht und Schuldigkeit getan – ja, lieber Herr Stein, dann träfe uns hier an dieser Universität ein Satz, den Sie einmal pointiert in einem Interview formuliert haben: »Ich will nicht der Indianer, die ›edle Rothaut‹ der Bundesrepublik sein«. Zur ›edlen Rothaut‹ wären Sie geworden, wenn von der großen jüdischen Tradition dieser Stadt, ihren verschiedenen Gemeinden und Rabbinern, die hier einst lebendig waren, nur ein paar verstreute Erinnerungen und einige wenige einzelne Personen bleiben würden. Aber – Gott sei Dank! – ist dem ja nicht so. Als ich vor vielen Jahren in Jerusalem studierte, zitierte einer meiner dortigen Dozenten den Satz seiner Großmutter aus einer kleinen jüdischen Gemeinde in der Oberpfalz: »Wie sich's christelt, so jüdeln sich's auch«. Und so gibt es in dieser Stadt nun nicht mehr nur diverse christliche Gemeinden, Gruppen und Aktivitäten, sondern inzwischen auch wieder ein ziemlich buntes, vielfältiges jüdisches Leben, und für diese nach den schrecklichen Ereignissen ganz unverdiente Gnade können wir alle ja nicht genug dankbar sein. Die goldene Kuppel der Synagoge in der Oranienburger Straße leuchtet als ein Zeichen dieses nach der Wiedervereinigung kräftig aufgeblühten Lebens über der Stadt. Ich wünsche mir, daß auch unsere Humboldt-Universität noch viel mehr als bisher ein Ort aufblühenden jüdischen Lebens wird – das in diesem Jahr gegründete »Kollegium jüdische Studien« kann ja nur ein erster Anfang sein, für den Christina von Braun und Julius Schoeps gleichwohl sehr, sehr herzlich zu danken

ist –, eine veritable Fakultät wäre schon schön und ein paar Professorinnen und Professoren mehr dürfen es ruhig sein.

Nun, lieber Herr Rabbiner Stein, fügen wir erst einmal Sie nach alter Tradition in unseren Lehrkörper ein, indem wir Sie zum Doktor ehrenhalber promovieren. An diesem Akt erkennen Sie (wie beispielsweise auch an den Ehrungen für den Schriftsteller Hans Keilson oder den Kritiker Marcel Reich-Ranicki), daß sich die Humboldt-Universität nicht nur mit ihrer stellenweise einfach nur schrecklichen Vergangenheit auseinandersetzt und sie im Gedächtnis der Universität präsent halten will, sondern an vielfältigen Begegnungen mit dem ebenso vielfältigen Judentum unseres Landes und weit darüber hinaus lebhaft interessiert ist, damit das nicht Erinnerungen an – um Ihre Wortwahl aufzugreifen – längst vergangene Dinosaurier- und Indianerzeiten bleiben. Vielfalt ist gefragt. Mich haben bei der Vorbereitung Ihre sensiblen Analysen zu diesem Thema beeindruckt, die weit von der hierzulande inzwischen selbst unter Wissenschaftlern üblichen Routine beim Reden über das Gedenken entfernt sind. Wahrscheinlich muß man eine solche Fülle von Berufsfeldern und Lebenskontexten wie Sie kennengelernt haben, damit man die komplexe emotionale Gemengelage deutscher Gedenkkultur so beschreiben kann: »Da ist diese Kluft, die aus Haß und Liebe, aus Angst und Beklemmung, aus Geschehen und Erlebtem, aus ›Wissen wollen‹ und aus Tabus, aus besser ›nicht wissen wollen‹ und aus Abstand und vielem anderen besteht«. Sie haben in diesem Zusammenhang dafür plädiert, daß in den Schulen und sonstigen Bildungseinrichtungen und Vermittlungsinstanzen angesichts solcher Befindlichkeit kein normiertes Einheitsjudentum präsentiert wird, sondern dessen lebendige Vielfalt, insbesondere die lebendige Vielfalt des lokalen Judentums: »Letztlich muß das Wissen aus ihm selber kommen und zwar ›lokal‹ aus ihm selber. Denn dieses ›Judentum‹, wie verallgemeinert es so leichtfertig dahergesagt wird, gibt es nicht, sondern hat überall seine lokalen Eigenheiten ... Bei der Darstellung z.B. des Sabbats sollte nicht die Feier im ultraorthodoxen Mea Shearim im Mittelpunkt stehen, sondern die Frage, wie Juden vor Ort Sabbat feiern. Dies impliziert, jüdisches Leben in Deutschland auch als Teil deutscher Kultur sichtbar zu machen«.

Wir stellen uns unserer Geschichte tatsächlich ja nur, wenn wir diese lokalen Eigenheiten in Vergangenheit und Gegenwart aufmerksam studieren – und ich füge als evangelischer Theologe hinzu: Wir führen auch das christlich-jüdische Gespräch dann und nur dann ehrlich und weiterführend, wenn wir unsere jeweiligen Eigenheiten (denn auch hier gilt ja: Wie sich's jüdel, so christelt sich's auch) nüchtern studieren, bilanzieren, analysieren, schöpferisch und originell neu interpretieren, so, wie man das von Ihnen lernen kann. Das vielleicht schönste Zeichen dieser ebenso notwendigen wie hilfreichen Vielfalt ist, wenn ich Ihnen zum Schluß zwei Grüße ausrichte, die mich in den vergangenen Tagen erreicht haben. Der Vorstand der Synagogengemeinde Adass Jisroel schreibt: »Aus einer Bekanntschaft von 30 Jahren und im Namen des Vorstandes der jüdischen Schwestergemeinde, der Israelitischen Synagogen-Gemeinde (Adass Jisroel) zu Berlin, möchten wir Herrn Rabbiner Stein herzlich zu der Verleihung der Doktorwürde gratulieren und ihm *ad mea we-essrim shaná*, bis 120 ! wünschen«. Und Baruch Tenenbaum, der Gründer der International Raoul Wallenberg Foundation, hat uns alle auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß wir eben diesen Wunsch, *ad mea we-essrim shaná*, auch an Nathan Peter Levinson richten dürfen, einen ehemaligen Schüler des Gymnasiums zum Grauen Kloster, Studenten der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und Berliner Landesrabbiner, der für Ihren Entschluß, Rabbiner zu werden, von zentraler Bedeutung war – feiert er doch heute Geburtstag.

Mea we-essrim shaná: Die ganze Universität freut sich, daß Sie die Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber annehmen, wir alle und so auch ich hoffen, Sie hier noch möglichst oft und bei guter Gesundheit begrüßen zu dürfen. Vielen Dank.

VERLEIHUNG DES EUROPÄISCHEN KULTURPREISES AN WOLFGANG HUBER

Droht heute nachmittag Wiederholung? Ist nicht zum Abschied des Ratsvorsitzenden und des Berliner Bischofs alles gesagt worden, was zu sagen ist? Hat etwa noch niemand den kraftvollen Prediger und engagierten Ausleger biblischer Texte gerühmt, den klaren Analytiker politischer Situationen, den blitzgescheiten Theologen, den unermüdlichen Vater des Reformprozesses der evangelischen Kirche? Ja, von all' dem war in den letzten Wochen vielfach die Rede bei diversen Gelegenheiten und selbstverständlich mit gutem Grund: Wiederholtes Lob ist ein bescheidenes Zeichen von Dankbarkeit und nicht nur die evangelische Kirche schuldet Wolfgang Huber Dank für das, was er gesagt und getan hat in seinen Jahren als Bischof und Ratsvorsitzender.

Droht also doch Wiederholung? Wird nur rhetorisch aufgeputzt, was wir schon anderswo hören konnten? Ich hoffe natürlich nicht. Denn die Verleihung des »Europäischen Kulturpreises« gibt mir Gelegenheit, einen Aspekt des Wirkens von Wolfgang Huber hervorzuheben, der in den vergangenen Wochen eher weniger thematisiert wurde – ich meine sein ebenso nachhaltiges wie lebendiges Engagement für eine Wiederentdeckung des Zusammenhangs von Protestantismus und Kultur. Und dieser Zusammenhang mußte in der evangelischen Theologie und Kirche erst wiederentdeckt werden, so merkwürdig das vielleicht allzumal zu Beginn der Adventszeit scheinen mag, wenn wieder landauf, landab Musik von Schein, Scheidt, Schütz, von Bach und Reger und Klepper musiziert wird und ja keineswegs nur in Kirchen: Und doch mußte der Zusammenhang von Protestantismus und Kultur erst wieder entdeckt werden, weil die Großväter im Angesicht von Krieg und Diktatur die kritische Funktion von Kirche und Theologie gegenüber der Kultur vergessen hatten, und so haben die darüber erschreckten Väter, auch die theologischen Väter von Wolfgang Huber, mit dem Begriff »Kultur« nicht mehr viel anfangen können. »Kulturprotestantismus« war in der Zeit, in der Wolfgang Huber in Tübingen und Heidelberg akademisch groß wurde, eher ein Schimpfwort als die Beschreibung einer genuinen Aufgabe von Theologie und Kirche. Dabei kann man durchaus sagen, daß dem diesjährigen Preisträger des Europäischen Kulturpreises für Theologie eine besondere Aufmerksamkeit für den Zusammenhang von Protestantismus und Kultur in die Wiege gelegt war, jedenfalls dann, wenn man auf seine

familiären Traditionen und das Tübinger wie Heidelberger Umfeld der sechziger und frühen siebziger Jahre schaut. Aber kaum jemand hielt damals diese Hintergründe für theologisch bedeutsam.

Wolfgang Huber hat in seiner ebenso sensiblen wie klugen Art, Theologie zu treiben, natürlich in den letzten zehn Jahren nicht einfach den »Kulturprotestantismus« des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts wiederzubeleben versucht, er hat auch nicht versucht, Protagonisten dieser Richtung wie die Berliner Theologen Schleiermacher und Harnack als Heilige zu kanonisieren – das wäre ja auch nur eine schlechte Kopie katholischer Praxis, obwohl es gegenwärtig da und dort geschieht. Er hat vielmehr ohne den manchmal üblichen rituellen akademischen Vaternord darauf hingewiesen, was an diesen großen Theologen in den letzten rund achtzig Jahren übersehen wurde und versucht, ihnen so Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zunächst einmal in zahllosen Ansprachen, Vorträgen, Aufsätzen und Buchbeiträgen zum Thema »Protestantismus und Kultur«. Und dann auch in der intensiven Begleitung eines Konsultationsprozesses zu diesem Thema gemeinsam mit anderen Kirchen, der nicht nur auf die üblichen Papiere, sondern beispielsweise auch auf die Einrichtung des Amtes einer Kulturbeauftragten des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland geführt hat – die Zeit fehlt, weitere, teilweise recht handgreifliche Spuren dieses Wirkens von Wolfgang Huber nachzuzeichnen, dem man durchaus stellenweise kulturprägende Kraft zusprechen kann.

Wenn man auch nur irgendeine Stellungnahme Wolfgang Hubers zu jenem historisch umstrittenen Zusammenhang von Protestantismus und Kultur zur Hand nimmt, fällt, wie ich bereits sagte, das Bemühen um Gerechtigkeit auf, ein Thema, das seine akademische wie kirchliche Tätigkeit von Anfang an durchzieht. Nicht umsonst trägt ein zentrales kirchliches Impulspapier den Titel »Gestaltung und Kritik. Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert«: evangelische Kirche und Theologie wird Kultur nie nur affirmativ mit einem milden kirchlichen Segen versehen, sondern auch mit prophetischer Kritik kommentieren und zum Besten der Stadt und des Landes gestalten, ja mit- und umgestalten wollen. Auch dazu hat Wolfgang Huber immer wieder das Wort genommen, die Stichworte sind den meisten unter uns

vertraut und brauchen jetzt nicht wiederholt zu werden. Wiederholt werden sollten aber einige Sätze des Preisträgers, die deutlich machen, wo das Zentrum seines gesamten, rastlosen, nimmermüden, fröhlichen Engagements für Kirche und Theologie und eben auch für die Kultur des Landes liegen: »Eine Erneuerung des Verhältnisses von Christentum und Kultur«, so hat Wolfgang Huber schon vor einiger Zeit geschrieben, »fängt nicht mit neuen Dialogen zwischen Repräsentanten des Christentums und Repräsentanten der Kultur an. Vor allen derartigen Dialogen, so sinnvoll sie sein mögen, muß der christliche Glaube selbst in seiner spirituellen Kraft und in seinem unaufgebbaren Glaubenswissen wieder wahrgenommen und artikuliert werden«. Kraftvolle Artikulation des Glaubens und seiner kulturgestaltenden Kraft – dafür haben wir alle Wolfgang Huber zu danken und dafür wird er ausgezeichnet. Und wir verbinden mit dem Preis die stille Hoffnung, daß sein Engagement auch in diesem Themenfeld keineswegs an ein Ende gekommen ist, er – um zum Schluß nicht mehr restlos ernst zu formulieren – die Buchreihe »Protestantismus und Kultur« nicht nur weiter herausgeben wird, sondern künftig sogar Zeit finden wird, den einen oder anderen Band in ihr zu veröffentlichen. An Lesenden wie Hörenden wird es gewiß nicht mangeln. Vielen Dank.



ERSTES HUMBOLDT-STREITGESPRÄCH »WO SOLL ES HINGEHEN? DIE ZUKUNFTSTHEMEN DER WISSENSCHAFT«

Wozu veranstaltet die Humboldt-Universität in ihrem Jubiläumsjahr in Kooperation mit der Mercator-Stiftung Streitgespräche? Wird gegenwärtig nicht schon genügend gestritten an deutschen Universitäten? Streit um die Bologna-Reform allerorten, in Berlin Streit um die Universitätspräsidenten – heute morgen die Schlagzeile im alltäglichen Berliner Wissenschaftsboulevard: »Kein Wort, kein Nicken« und es ging einmal nicht um die Präsidenten dieser Universität. Wird also nicht genügend gestritten an deutschen Universitäten? Um Hilfskraftmittel, um Studierende, um Berufungen, Streit allerorten? Nun ja, erstens dürften wir uns wohl einig sein, daß über manche Dinge an deutschen Universitäten viel zu spät gestritten wird: In diesen Tagen könnte man den Eindruck bekommen, daß man sich da eine Bologna-Reform zusammenpatzerte und es zehn Jahre brauchte, bevor ordentlich darüber gestritten wurde. Fast zu spät gestritten, hoffentlich nur: fast zu spät. Und da rollen gerade wieder Hochschulreformen über die von Reformen schwer gebeutelte deutsche Universität hinweg – in Hamburg sollen Professoren demnächst bis zu vierzehn Stunden lehren, um bei gleichen Finanzmitteln noch ein paar mehr Studierende auszubilden, und wahrscheinlich gibt es wieder kaum Streit über das finstere Bild vom Lehrknecht, das hinter solchen Reformvorschlägen (in Anführungsstrichen) steht. Also: Es gibt zu wenig Streit, weil es zu spät Streit um die wichtigen Dinge gibt an deutschen Hochschulen und zu viel und zu früh Streit um Nebensächlichkeiten, oft motiviert durch akademische Eitelkeiten und politischen Firlefanz, der viel zu viel Einfluß gewonnen hat, hier in Berlin und anderswo.

Und dann kann man meine These, daß zu spät gestritten wird, noch weiter zuspitzen: Es wird überhaupt viel zu wenig gestritten an der deutschen Universität Humboldtscher Prägung – eine mittelalterliche Universität wie die gestern jubilierende Universität Leipzig oder gar die arme Universität in Oberitalien, deren Name nun schon zehn Jahre für einen reformbedürftigen Reformprozeß herhalten muß: diese Universitäten waren durch den permanenten, wenn auch ritualisierten Streit geprägt, Zirkulardisputationen, Promotionsdisputationen, Streitgespräche allerorten. Wer Thomas von Aquin studieren will,

kommt um seine *disputatio de veritate* nicht herum, Martin Luther ohne seine *disputatio de homine* bliebe ein Wikipedia-Luther, wahrer *universitas litterarum* nicht würdig. Die Berliner Reformer vor zweihundert Jahren haben mit den staubigen Zöpfen der Barockuniversität auch gleich dieses wunderbare Disputationswesen abgeschafft, wir kennen das, alle paar Jahrzehnte wird irgendwo Muff in der deutschen Universität entdeckt, hübsch radikal und mit den Zöpfen fallen auch gleich ein paar Köpfe, mindestens ein paar kapitale Ideen. Und wir nehmen's hin und streiten nicht einmal darüber.

Heute wird es ganz mittelalterlich, wir disputieren geordnet unter kundiger Leitung – und indem es mittelalterlich wird, wird es ganz modern. Das ist Dialektik, an der Universität von Hegel und Marx vielleicht dann doch gar nicht so ungewohnt, man möchte es wenigstens hoffen. In den mittelalterlichen Disputationen drängte sich viel Volks, denn agonal präsentiert macht sich Wissenschaft deutlich besser als in langweiligen Sermonen eines einzelnen, dem niemand widersprechen kann und darf. In den mittelalterlichen Disputationen lief aber auch zusammen, was Rang und Namen hatte – und so halten wir das ja heute abend auch wieder: interessierte Öffentlichkeit, herzlich willkommen; Persönlichkeiten aus Politik, Kultur und Gesellschaft, dito: herzlichst willkommen. Es bedarf weniger Worte darüber, daß wir die Reihe fortsetzen, das kann nach meiner wuchtigen Eröffnung über zu späten, zu wenigen Streit über falsche Themen an der deutschen Universität ja auch kaum anders sein. Die richtigen Themen sind die Themen unserer nächsten Streitgespräche, und die sind: »Wo soll es hingehen? Die Zukunftsthemen der Wissenschaft«, »Wie sollen wir arbeiten? Die Zukunft der Methoden«. »Wer darf studieren? Die Zukunft des Studiums« und »Wie werden wir besser? Die Zukunft der Institution Hochschule«.

Nun sind Sie gewiß eher nicht gekommen, um einen einzelnen Universitätspräsidenten über die Krise der deutschen Universität räsonieren zu hören, sondern um ein Streitgespräch zu den Wegen aus der Krise zu verfolgen. Aber Sie müssen sich wenigstens noch anhören, wie der Universitätspräsident dankt

– neben seinen Gästen vor allem der Stiftung Mercator, die die Streitgespräche finanziert, aber weit mehr getan hat, als uns Geld für eine feine Idee zu geben, wie es einer guten Stiftung wohl ansteht. Vielmehr hat Elisabeth Lack, der ich ebenfalls sehr herzlich danke und die diese Veranstaltungen hier im Hause vorbereitet hat, an sehr vielen, auch inhaltlichen Punkten mit der Stiftung äußerst konstruktiv zusammengearbeitet, und so wird aus stiftendem mäzenatisches Handeln von großer Noblesse und Kraft. Auch dafür herzlichen Dank.



HU200
DAS MODERNE
ORIGINAL

Das neue mondiale Konzept der Werte
und ihres Werts geistiges, Ästhetisches,
Forschung, Wirtschaft, Bildung, Umwelt,
Menschen, Gegenwart und Zukunft greifen

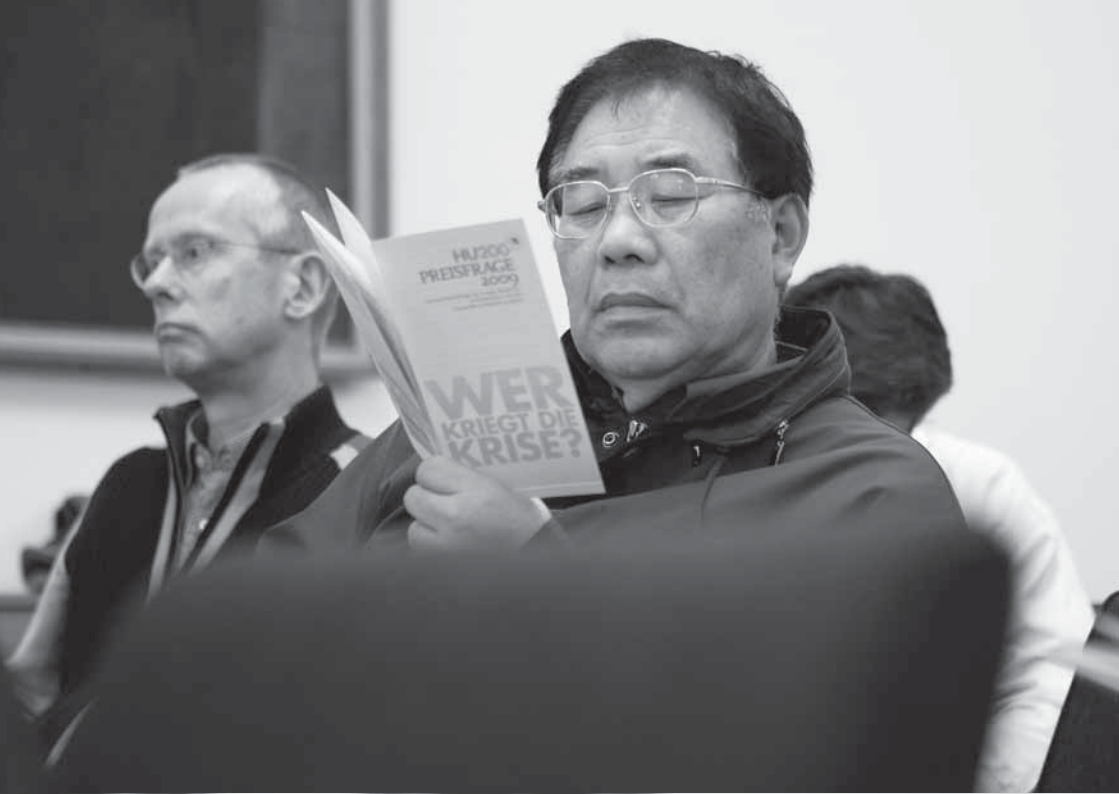


INTEGRATION KLIMAWANDEL KULTURELLE BIL
DUNG WISSENSCHAFT BILDUNG INTERNATIONALE
VERSTÄNDIGUNG INTEGRATION KLIMAWANDEL
KULTURELLE BILDUNG WISSENSCHAFT BILDUNG
INTERNATIONALE VERSTÄNDIGUNG INTEGRATION



Stiftung Mercator

KLIMAWANDEL KULTURELLE BILDUNG WISSEN
SCHAFT BILDUNG INTERNATIONALE VERSTÄNDIG
DUNG INTEGRATION KLIMAWANDEL KULTURELLE
BILDUNG WISSENSCHAFT BILDUNG INTERNATIO
NALE VERSTÄNDIGUNG INTEGRATION KLIMA
WANDEL KULTURELLE VERSTÄNDIGUNG WISSENSCHAFT
BILDUNG INTERNATIONALE VERSTÄNDIGUNG
INTEGRATION WISSENSCHAFT BILDUNG



2010

.....

MOSSE LECTURES MIT ORHAN PAMUK

»In contrast to people in Western Europe, people in Istanbul do not treat the remains and memorials of the fall of a great empire as museum pieces, nor do they proudly display them; people in Istanbul just live right among them« (Orhan Pamuk, Istanbul).

Should I, the president of this university, be so bold as to present myself to you not as a host, but as a reader, as one among so many who have enthusiastically read, even devoured what you have written about Istanbul? About this most fascinating metropolis, about Hüzün and Robert Burton's anatomy of melancholy, about your own grandmother, and about the steam of the boots on the Bosphorus which has become a rare phenomenon? Well, why ever not? For quite a while, I thought that tonight I could welcome you primarily as such a reader, not to say, a great fan. This would have given me the chance to spend my time in preparation of your visit by sitting in my office rereading what you wrote about the great city of Istanbul, and finally getting a chance in my far too busy schedule to open your latest book.

A president who reads novels might be a »rare bird« among some of his German colleagues who prefer to read management books and think that this would help them to form a modern and entrepreneurial university. By the way, for me this seems to be at the core of the ongoing student protests against the misery of our current educational system, a protest which I share in parts. Looking around, you see the traces of this protest here in our university building, particularly in this hall. From my point of view, it is not possible to determine what we understand as education and culture, what we understand as Bildung according to economic aspects or even according to a savings scheme. So, alas, it is not the task of the president of this university to analyse and to comment on literature, but of our literary scholars, my dear colleagues Klaus Scherpe and Joseph Vogl who together with their team organise these wonderful Mosse Lectures and to whom not only I am most grateful.

Thus, the president as a literary layman should not come up with remarks about literature, and the theologian Marksches should not comment on the subtle ways in which Orhan Pamuk portrays the political Islam like a scientist using a microscope: Armenians, Greeks, Turks, Christians, Muslims, Jews –



HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN



[mosse] LECTURES
an der
humboldt-universität
zu berlin

Wintersemester 2009/2010

LITERARISCHER ATLAS:

Istanbul, Kars: You, dear Orhan Pamuk are a living example of the fact that Turkey is indeed a part of Europe and for the fact that there are many people in your home country who are, with their hearts and their minds, confessing Europeans; people who not only regard their own country in a critical manner from outside, but also with great affection and love from inside; people who are able to combine these two perspectives, not only in a status of equilibrium, but always with the one or the other balance. Furthermore, your literary works demonstrate that humour and irony are crucial preconditions for the ability to keep things in a balance, to bear with the imbalance of things, and to sustain things which we all need to sustain, not only in your, but also in our country; things we need to sustain, yet not to accept.

But if I do neither speak about literature, nor about theology, what else could I tell you? At least as interesting as my remarks about the books I have read and those I have not, and as interesting as my remarks about religion and politics, might be a first reaction of the president to the very title of Orhan Pamuk's talk: »What happens to us as we read novels?« Fortunately, I am not only an administrator of some thousand students, hundreds of professors and many administrative staff members, but also a historian. As such, I also try to be a historical narrator. You might guess that for such a historian, a historian who explores the history of ancient religions – for instance the religious history of Orhan Pamuk's hometown at the times when its name was Constantinople -, that for such a historian the title of your talk is of great importance, albeit in a slightly modified way.

What happens to the historian as he reads novels? Here are my attempts to answer this question: Does the historian sharpen his or her own understanding of historical phenomena as he or she learns what kind of literary writing skills are necessary to produce a proper historical narrative? Does the historian realize how poor and humble the alternative, once expressed by great and bright German historians, is; namely: »not narrating, but analysing«. Does the historian realize what poor consequences this dictum exerted on German historiography? Or does the historian refer to his or her consciousness as a German historian, shaped by the Bielefeld School? And does he or she as a follower of the

Bielefeld School wonder whether the phantasy of a historian who reads novels can be controlled, or indeed needs to be controlled in order to prevent us from an unaware transition from Gustav Droysen to Felix Dahn. Yet, instead of continuing to ponder about the question in which ways one could, dear Orhan Pamuk, apply your thoughts about the novel to the tasks of a historian, instead of continuing to speculate in which ways a historian can be inspired by your thoughts, I should come to an end, and first of all listen carefully to what you have to say to us tonight.

Thus, I will keep silent from here on and join those who are eager to listen to you. Please let me assure in the name of my entire university that we are very much looking forward to your talk here at Humboldt-Universität, as you are combining in a most impressive manner your talent of narrating and the ability to reflect about this talent. In this way, you will not only entertain, but also teach us tonight.

SYMPOSIUM »RE-VISION – DIE KULTUR(EN) DER GESELLSCHAFT« ANLÄSSLICH DES 60. GEBURTSTAGES VON WOLFGANG KASCHUBA

Das Thema, das irgendwer aus der zahlreichen Schar Ihrer klugen Schülerinnen und Schüler über diese Konferenz gestellt hat – »Re-Vision – die Kultur(en) der Gesellschaft« ist offenkundig von niemandem gewählt, dem an einem stillen und besinnlichen Festakt gelegen ist (wobei man sich Freunde eines stillen und besinnlichen Festaktes in der Kaschuba-Schule eigentlich auch kaum vorstellen kann). Denn die Begriffe sind ja, vorsichtig gesagt, in der Diskussion, direkter gesagt: inzwischen heftig umstritten und garantieren schon als Begriffe muntere Debatten. Zwei Beispiele für etwas, was eigentlich nicht erläutert werden muß: Ich entsinne mich zum einen an den Antrittsbesuch bei einem hiesigen Politiker, einem aus dem Senat, um den Kreis der Verdächtigen einzuschränken. Ich versuchte, wie sich das so schickt, anlässlich des Antrittsbesuchs meine und keineswegs nur meine Visionen für die Humboldt-Universität zu entwickeln. Der aus dem Westen Deutschlands nach Berlin gekommene Politiker wirkte ziemlich mißgelaunt, als ich von diesen Visionen sprach, hörte wenig geduldig zu und zitierte dann in seiner ersten Reaktion Helmut Schmidt »Wer Visionen hat, sollte lieber gleich zum Arzt gehen«. Also keine Visionen? Sondern nur Revisionen? Keine Visionen für die weitere Entwicklung der Disziplin »Europäische Ethnologie«, sondern nur Revisionen einstmals, beispielsweise in Berliner Antrittsvorlesungen vertretener Visionen? Das kann ich mir nicht vorstellen, das ist sicher auch nicht gemeint, wenn es im Titel heißt: »Revisionen«. Und ein zweites, diesmal nicht autobiographisches Beispiel: Gelegentlich taucht in den Feuilletons noch jenes Zitat auf, das am Beginn des vollkommen vergessenen Theaterstücks »Schlageter« des Gott sei Dank ebenfalls vergessenen nationalsozialistischen Dichters Hanns Johst steht: »Wenn ich Kultur höre ... entsichere ich meinen Browning«. Es ist vielleicht ein wenig frech, vielleicht ein wenig zugespitzt, aber sei es drum: Mich erinnern nicht wenige Stellungnahmen insbesondere von Finanzpolitikern auch aus dieser demokratischen Gesellschaft an den nämlichen Satz und bringen mich zum Schluß, daß die Hauptstichworte »Revision« und »Kultur(en)« im Titel dieses Symposiums auch in dieser Stadt der Politik gelegentlich abgetrotzt werden müssen und die Ausnahmen, also Politiker, die über Revisionen und dann gar ihre eigenen sprechen, ebenso rar sind wie Politiker, die ein mehr als autoeroti-

sches Verhältnis zur Kultur haben. Und dann ist die vornehmste Aufgabe der Universität, diese Stichworte wieder ins Bewußtsein zu holen, denen, die sie unter den Teppich kehren und schon nicht mehr hören wollen, zur Not um die Ohren zu schlagen, bis sie hören, sind wir doch schließlich an der deutschen Universität kein Betrieb, der nach ökonomischen Gesichtspunkten Studierende stopft wie man früher die Gänse gestopft hat vor dem Festessen.

Nun ist mir natürlich durchaus deutlich, daß der Titel »Re-Vision – die Kultur(en) der Gesellschaft« sich auf einen Text, eine Forschungsrichtung des verehrten Jubilars Kaschuba bezieht, einen Text, den die besorgten Veranstalter dem Präsidenten dieser Universität auch gleich mit der Einladung zugestellt haben – Präsidenten deutscher Universitäten lesen kaum, vor lauter Management kommen sie kaum mehr zum Lesen und vielleicht auch gar nicht mehr zum Denken. »Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs«: Sie merken, in Berlin-Mitte wird noch gelesen. Und wird beispielsweise aufmerksam registriert, wie Wolfgang Kaschuba sich 1994 in seiner angespielten Berliner Antrittsvorlesung Hans-Ulrich Wehler anschloß, dessen Fanfarenstöße gegen den »Rattenfänger« Derrida (ich zitiere wörtlich) freilich erst vier Jahre später publiziert worden sind. Dieser im besten Sinne modenkritische, aufklärerische Impuls, lieber Herr Kaschuba, der nun gewiß nicht nur Ihre Antrittsvorlesung auszeichnet, steht unserer Universität gut an, steht ihr angesichts ihrer in Passagen finsternen Geschichte gut an, steht ihr als der großen Reformuniversität im aufgeklärten Preußen gut an, steht ihr in einer modernen, globalisierten Mediengesellschaft, in der alle Katzen grau scheinen, gut an. Und entsprechend dankbar ist Ihre Universität, lieber Herr Kaschuba, Ihnen für die Aufklärung, die Sie seit 1992 als Professor für europäische Ethnologie in unseren Mauern und weit darüber hinaus inaugurieren haben.

Und dann, lieber Herr Kaschuba, und auch das ist zu rühmen, habe ich Sie kennengelernt nicht nur als Aufklärer, als ebenso phantasievollen wie energischen Streiter für die Interessen Ihres Faches, nein, ich habe Sie auch als phantasievollen Vertreter Ihres Faches kennengelernt: Umbruchsgesellschaften im Maxim-Gorki-Theater, natürlich auch die Metropolen, in Zukunft jüdische Räume in Berlin und Budapest, aber auch schon länger Yerevan, Baku und

Tbilissi – ich erinnere mich noch gut aus Tübinger Studenten- und Assistententagen an Hermann Bausinger: Wir sind uns am Neckar in den achtziger Jahren nie persönlich begegnet, aber Ihr längerer Weg von der empirischen Kulturwissenschaft am Ludwig-Uhland-Institut zur europäischen Ethnologie in Berlin ist selbst für den Historiker des antiken Christentums wahrnehmbar und er freut sich vielleicht gerade deswegen über Ihre kritische Distanz zu den diversen Wenderhetoriken, gleich ob cultural, linguistic oder was auch immer für ein turn. Ich warte, um nicht zu bedeutungsschwanger zu wirken, übrigens immer noch auf den sourcical turn, lateinisch: ad fontes. War länger nicht zu hören, kommt mindestens in den historischen Wissenschaften immer mal wieder gut. Und besonders erfreulich ist es natürlich, schon europäisch zu sein, wenn andere noch Nationalgeschichte treiben, lange vor den Moden, lange vor dem turn – das, lieber Herr Kaschuba, kann man auch bei Ihnen lernen.

Präsidiale Grußworte zu Geburtstagen von geschätzten Kollegen sollten in einem getragenen Grundton daherkommen. Aus dieser Rolle bin ich mit meinen durchaus frechen Bemerkungen heute gefallen, aber die, die aus der Rolle fallen, bieten den Ethnologen doch wahrscheinlich mindestens ein so interessantes Studienobjekt wie die vielen, die brav ihre Rolle spielen. Und bei aller Inszenierung von Rollenbruch und Rollenwechsel – ganz in der mir zugebilligten Rolle, lieber Herr Kaschuba, möchte ich diesem interessanten Symposium einen guten Verlauf wünschen und öffentlich bemerken, wie sehr ich bedauere, daß mich andere, mehr oder weniger wichtige Veranstaltungen vom Besuch abhalten, und Ihnen nachträglich ganz herzlich zum Geburtstag gratulieren und alles erdenklich Gute für die nächsten Jahre der Forschung und Lehre hier bei uns wünschen.



ERÖFFNUNG DES BERLINER WISSENSCHAFTSJAHRES

Es war einmal – so könnte ich beginnen. Und meine mit jenem »es war einmal« natürlich nicht Gottfried Wilhelm Leibniz, Günter Stocks Vorgänger in der über dreihundertjährigen Akademie, der so ungeheuer kühne wissenschaftliche und institutionelle Synthesen denken wie bilden konnte und doch zugleich so ungeheuer lebenspraktisch dachte: »So oft ich etwas Neues lerne, so überlege ich sogleich, ob nicht etwas für das Leben daraus gelernt werden könne« – Lebenswissenschaften in Berlin, im Zentrum der Berliner Wissenschaft, schon vor dreihundert Jahren. Nein, ich meine mit jenem »es war einmal« auch nicht Rudolf Virchow, der ganz ähnlich wie Karl Max Einhäupl nicht nur wissenschaftlich forschte und Forschung organisierte, sondern auch drei kommunale Krankenhäuser auf die Beine stellte, Friedrichshain, Moabit und das Krankenhaus am Urban: Das Thema von drei Standorten ist auch schon deutlich älter als die deutsche Wiedervereinigung. Natürlich meine ich mit dem »es war einmal« auch nicht die Tatsache, daß in dieser Stadt vor hundert Jahren eine einzige Person zur selben Zeit Ordinarius für antikes Christentum an der Universität, Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek und Präsident der heutigen Max-Planck-Gesellschaft war, mithin Barbara Schneider Kempf, Peter Gruss und ich einen gemeinsamen Vorgänger haben: Das oft beklagte Problem einer »Versäulung« des deutschen Wissenschaftssystems mag älter sein als das Wissenschaftssystem der alten Bundesrepublik, aber unser gemeinsamer Vorgänger Adolf von Harnack demonstriert, daß man es lösen kann und dazu nicht im angeblich garstigen breiten Graben zwischen Natur- und Geisteswissenschaften versinken muß. Und, wenn ich meine Einladung mit den Worten »es war einmal« beginne, dann meine ich auch nicht die hoffnungsfrohen Aufbrüche von Berliner Universitätsgründungen, weder die Gründung von 1810, die wir gern zu plakativen Formeln verkürzen, obwohl man damals mehr und anderes wollte als nur eine abstrakte »Einheit von Lehre und Forschung« mit neun Stunden Lehrverpflichtung; und ich meine auch nicht die Gründung von 1949, als man eine freie, übrigens auch hierarchie-freiere Universität im Westteil der Stadt aus dem Boden stampfte und alle Formen von Diktatur und Gewalt fernhalten wollte – Universitätsreform in Berlin,

heute in Zeiten eines – vorsichtig gesagt – noch nicht restlos gelungenen Bologna-Prozesses mindestens ebenso aktuell wie damals.

Nein, alle diese höchst gegenwärtigen Vergangenheiten meine ich natürlich nicht, wenn ich beginne: »Es war einmal«. Nein, ich spiele mit diesen Worten auf eine der vielen Besprechungen zweier Mediziner an, eines bereits Genannten und eines weiteren, dessen Name unbedingt genannt werden muß: Detlev Ganten – diese beiden Mediziner saßen also mit einem an Medizin mindestens leidenschaftlich interessierten Theologen irgendwann vor rund drei Jahren zusammen und überlegten, wie die herausragende Wissenschaft dieser Stadt, Lebenswissenschaft in einem ganz grundlegenden Leibnizschen Sinne, besser sichtbar gemacht werden könne hier in dieser Stadt und weit darüber hinaus. Und grübelten, wie diese Stadt als sehr besondere Wissenslandschaft, als ein großes Exzellenznetzwerk sichtbar gemacht werden kann. Und die drei waren sich damals sehr schnell einig, daß es dieser Sichtbarkeit herausragender Berliner Wissenschaft durchaus abträglich sein würde, wenn die Humboldt-Universität für sich allein den zweihundertsten Jahrestag ihrer Gründung, die Technische Universität für sich allein das hundertjährige Jubiläum ihres von Krieg und Nachkrieg gezeichneten Hauptgebäudes und die Freie Universität für sich allein ein Jubiläum irgendwo zwischen zweihundert und sechzig feiern würde – viel zu oft geben wir in der Stadt Anlaß dazu, daß man unsere Streitereien in die Blätter und Gazetten hebt, viel zu selten demonstrieren wir, daß es schon vor zweihundert Jahren Universität nur aufgrund der Conso-
dalen und Sammlungen der Akademie, aufgrund der Kollegen der Charité, zusammen mit den Büchern der königlichen Bibliothek gab und sich daran bis auf den heutigen Tag nichts, aber auch gar nichts geändert hat, auch wenn die Zahl der beteiligten Institutionen geringfügig zugenommen hat. Das, so dachten wir damals, kann man ruhig einmal feiern. Ich verzichte, unter dem Leitwort »es war einmal« die Mühen der Ebene zu schildern, die die heitere Runde der Proponenten des Wissenschaftsjahres von dem heutigen Festakt und den vielen anderen Ereignissen eines an Ereignissen reichen Wissenschaftsjahres 2010 trennte – denn wir wünschen uns doch nichts sehnlicher, als daß wir

diesem Chor von »Ist kein Geld« und »Haben keine Lust auf Zusammenarbeit« endlich einmal entgegenrufen dürfen: »Es war einmal« und zwar für immer.

Wirklich für immer Schluß mit »es war einmal«? Wer die Berliner Wissenschaftslandschaft nicht kennt – und es soll selbst in Berlin noch Unkundige geben, jedenfalls bis zum Ende dieses Jubiläumsjahres –, möchte vielleicht gelegentlich in Betrübniß fallen, wenn von den Granden der Vergangenheit die Rede ist, von dem Universalgenie Leibniz und den Versuchen, in gänzlich anderer Form diese Synthesen und Totalitäten zu erneuern: Alexander von Humboldt, Rudolf Virchow, Albert Einstein ... in Betrübniß verfallen, weil uns von diesen paradiesischen Zeiten der schwindelerregende Abgrund von Terror und Gewalt trennt. Muß man Berlins Wissenschaftsgeschichte nicht als Dekadenzgeschichte modellieren? Ach, lieber nicht, auch wenn es so bequem wäre. Denn was heißt denn beispielsweise schon: Paradiesische Zeiten? 1810 gab es keine Tische und Bänke im Prinz-Heinrich-Palais Unter den Linden und übrigens auch keine Frauen (was schwerer wiegt). Auf die hehre Gründung folgten Demagogenverfolgung, Karlsbader Beschlüsse und so weiter und so fort. Und sollten wir heute wirklich noch von den großen Synthesen und Totalitätsphantasien unserer Vorväter träumen? Haben sie doch schon im neunzehnten Jahrhundert ihre Kritiker unter den experimentellen Naturwissenschaftlern und quellenorientierten Geisteswissenschaftlern gefunden. Und das gilt heute doch erst recht: »Mind and Brain« 2010 ist ja etwas deutlich anderes als Geist und Natur 1810. Wir sind nicht geschickt und auch nicht berufen zu entscheiden, wo der Fortschritt waltet und wo der Rückschritt dominiert. Wir sind vielmehr aufgerufen, das Unsere dazu zu tun, damit die putzmunteren, herausragenden Berliner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unserer Tage die Arbeitsbedingungen finden, die sie brauchen, und die Kooperationsmöglichkeiten, die ihre Forschung wie Lehre weiter befördern. Da gibt es noch allerlei zu tun, trotz Einsteinstiftung und trotz der vielen, heiteren Kooperationen insbesondere mit den Instituten der Max-Planck-Gesellschaft, lieber Herr Gruss, aber selbstverständlich auch den Einrichtungen von Helmholtz und Leibniz, liebe Herren Mlynek und Rietschel, ich weiß, wovon ich spreche.



Heute und im kommenden Jahr wird uns manches leichter fallen, denn unter die mitunter anstrengende, mitunter aber auch ungeheuer schöne Aufgabe, Wissenschaft in Berlin zu ermöglichen, Kooperationen zu organisieren und die herausragenden Kolleginnen und Kollegen zu fördern, mischt sich die Gelegenheit, einfach nur zu feiern. Fast ein ganzes Jahr lang, im Süden, im Westen, im Osten, auf den Plätzen, in den Museen und so weiter und so fort. Mit einer großen Ausstellung im Martin-Gropius-Bau ab September, aber auch mit vielen kleinen Veranstaltungen – keine Sorge, ich rezitiere nicht das ganze Programm. Einladen heißt ja auch nur: neugierig machen, neugierig machen auf die Gelegenheit, die schönsten Seiten von Berlins Wissenschaft kennenzulernen. Ich bin felsenfest davon überzeugt, daß wir in diesem Fall sogar einmal den großen Leibniz korrigieren dürfen. »So oft ich etwas Neues lerne«, in diesem Jubiläumsjahr 2010, so überlege ich sogleich, was für das Leben daraus gelernt werden könne«, was, verehrter Herr Wowereit und nicht »ob«. Denn für das Leben zu lernen, über das Leben zu lernen ist in der Berliner Wissenschaft allemal möglich, wie uns am Beispiel von Nikolaus Rajewsky und Vera Beyer gleich noch einmal eindrücklich demonstriert werden wird. Für das Leben zu lernen, über das Leben zu lernen ist folglich auch bestens in den Veranstaltungen dieses Jubiläumsjahres möglich, zu dem ich sie alle namens der Jubilare und ihrer Partner, der genannten und der noch nicht genannten, von ganzem Herzen einlade.

JAHRESEMPFANG ADLERSHOF »WOZU JAHRESEMPFÄNGE? ANMERKUNGEN IM JUBILÄUMSJAHR«

Sie ahnen: Ober- und Untertitel dessen, was ich Ihnen heute zum Jahresempfang vortragen möchte, gehören zusammen. Denn ich bin natürlich nicht vollkommen von allen guten Geistern verlassen und möchte ebenso natürlich nicht vor Ihnen über den Sinn und Unsinn von Jahresempfängen an und für sich grübeln. Wäre ich ein Feind der Praxis, sich zu Beginn des Jahres gemeinschaftlich darüber zu versichern, was im Neuen Jahr ansteht, hätte ich die Einladung, heute Abend zu Ihnen zu sprechen, besser nicht angenommen. Daß ich vielmehr ein Freund dieser Praxis bin, braucht nicht eigens versichert zu werden; schließlich bin ich hier, da können sie sich ungefähr zusammenreimen, wie ich zu Jahresempfängen stehe. Außerdem hat zum Grundsätzlichen Erich Kästner, den wir meist als reinen Kinderbuchautor unterschätzen, eigentlich alles gesagt: »Wird's besser? Wird's schlimmer?«/ fragt man alljährlich./ Seien wir ehrlich:/ Leben ist immer/ lebensgefährlich«.

So grundsätzlich also nicht. Obertitel und Untertitel meiner kleinen Ansprache gehören im strengen Sinne zusammen – die allgemeine Frage »Wozu Jahresempfänge?« soll heute mit strengen Blick auf das große Jubiläumsjahr 2010 bedacht und beantwortet werden, genauer in vier Punkten.

(1) Jahresempfänge an der Schwelle von Jubiläumsjahren – denn wir stehen ja nicht nur am Beginn des Berliner Wissenschaftsjahres 2010, sondern am Ende des Adlershofer Jubiläumsjahres 2009 mit seinen vielen Veranstaltungen und mitten in den Feierlichkeiten des zweihundertjährigen Jubiläums unserer Universität –, also Jahresempfänge an der Schwelle und mitten in Jubiläumsjahren bieten die Chance, einmal grundsätzlich zu fragen, wohin die Reise gehen soll. Ich warne aber davor, larmoyant auf die große Berliner Wissenschaftstradition zu blicken und angesichts der großen Vergangenheit in unsere üblichen Klagen auszubrechen. Natürlich gilt: Es könnte trotz hoffnungsvoller Zeichen besser stehen mit der Finanzierung der Berliner Wissenschaft durch das Land; der Auftakt der Einsteinstiftung, auf die viele und ich dazu sehnlichst gewartet haben, geriet nicht eben flüssig und reibungslos; die Zusammenarbeit der drei Berliner Universitäten ist, trotz verheißungsvoller Ausnah-

men, gelinde gesagt verbesserungsfähig, und die agonalen Zwischenrufe des im Abgang befindlichen Dahlemer Kollegen bereiteten in der Vergangenheit mäßiges Vergnügen. Aber ein Jubiläum bietet die wunderbare Gelegenheit, diese aus Presse, Funk und Fernsehen vertrauten Klagegesänge einmal zu unterlassen. Es gibt immerhin diesmal nicht weniger Geld wie in allen vorherigen Jahren; die EinstEinstiftung hat sich mit einem beeindruckenden Kongreß der Öffentlichkeit vorgestellt; die erfolgreiche Kooperation der Berliner Mathematiker, natürlich auch der Adlershofer Mathematiker, hat wieder einmal höchste Anerkennung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft erhalten. Und wir hören inzwischen auch die Signale zur Kooperation aus Dahlem, die es immer schon gab, wieder viel deutlicher, weil die Störsender abgeschaltet worden sind. Wir müssen aber noch viel entschlossener, viel offener, viel energischer kooperieren, wenn wir mit den anderen großen Standorten des Landes und der Welt mithalten wollen; die enge Kooperation der Adlershofer Einrichtungen ist hier ein Vorbild für die ganze Stadt, und die eigentliche Herausforderung besteht darin, noch engere institutionelle Formen der Zusammenarbeit in Berlin zu inaugurierten – warum sollten wir eigentlich nicht in den kommenden Monaten überlegen, wie sich das Aachen-Jülicher Kooperationsmodell auf Berlin anwenden läßt?

(2) Jahresempfänge an der Schwelle von Jubiläumsjahren und mitten in Jubiläumsjahren bieten aber auch die Chance, sehr konkret zu formulieren, wohin die Reise in den nächsten Jahren gehen soll. Wir haben in den vergangenen Jahren als Universitätsleitung einzelne Institute in Adlershof energisch zu stärken versucht – die Mathematik und die Chemie waren bereits in beeindruckender Weise in Wettbewerben erfolgreich, vom Matheon sprach ich, das Exzellenzcluster Katalyse UniCat sollte ich nicht unerwähnt lassen. Selbst einem Geisteswissenschaftler im Präsidentenamt fällt auf, wenn der Kollege Hecht mit anderen in »Science« über die elektrische Leitfähigkeit einzelner langer molekularer Drähte handelt⁴, denn der Präsident liest zu Bildungszwecken seit viereinhalb Jahren »Nature« und »Science«. Nun müssen wir uns gemeinsam

4 http://www.hu-berlin.de/pr/pressemitteilungen/pm0902/pm_090302_01.

noch weiter um die Physik bemühen, damit auch sie in der nächsten Runde des Wettbewerbs die Auszeichnungen bekommt, die sie verdient – die Herren Kollegen Rabe und Koch samt anderen Physikern aus dem Sonderforschungsbe-
reich 448 haben ja, wie ich in »Nature Nanotechnology« sehen konnte, wichtige Grundlagen für kleinste optoelektronisch aktive Bauelemente gelegt⁵ und Herrn Kollegen Elsässer vom Max-Born-Institut, zugleich Professor für Physik meiner Universität, darf ich an dieser Stelle noch einmal herzlich zu seinem advanced grant des ERC gratulieren⁶. Ich freue mich von Herzen darüber, welche Unterstützung wir als Humboldt-Universität bei solchen Profilierungs-
maßnahmen nicht nur von den unterschiedlichen außeruniversitären Forschungseinrichtungen hier in Adlershof, sondern auch von der WISTA-MA-
NAGEMENT GMBH, der Adlershof Projekt GmbH, der Adlershof Facility Ma-
nagement GmbH, der Innovations-Zentrum Berlin Management GmbH und dem Technologiekreis Adlershof e.V. bei allen Bemühungen um eine weitere Profilierung der hiesigen Wissenschaften bekommen haben und in Zukunft sicher auch noch bekommen werden; auch im Bereich der Klima- und Nachhaltigkeitsforschung sehe ich, insbesondere durch die Kooperation mit den Pots-
damer Einrichtungen, noch erhebliche Wachstumspotentiale; im Jubiläums-
jahr ist gerade auf diesem Feld allerlei geplant: Ich erwähne nur die große Kon-
ferenz »Continents under Climate Change« Ende April, auf der der Bayer Kli-
ma Award verliehen wird; es werden aber auch die Studierenden der Geographie eine Studierendenkonferenz zum Themenfeld »Nachhaltigkeit« auf die Beine stellen.

(3) Jahresempfänge an der Schwelle von Jubiläumsjahren und mitten in Jubiläumsjahren bieten sodann auch die Chance, nochmals alle daran zu erin-
nern, was im vergangenen Jahr Gewichtiges geleistet wurde: Die Humboldt-
Universität hat im vergangenen Jahr die Integrativen Forschungsinstitute ge-
gründet, die einzurichten sie im letzten Exzellenzantrag versprochen hatte: In
Mitte forschen mit namhaften Drittmitteln Neurologen und Philosophen im

5 http://www.hu-berlin.de/pr/nachrichten/nr0910/nr_091002_01.

6 [http://www.adlershof.de/newsview/?no_cache=1&tx_ttnews\[tt_news\]=7796](http://www.adlershof.de/newsview/?no_cache=1&tx_ttnews[tt_news]=7796).

»Center for Integrative Life Sciences«, wir haben zwei Forschungskollegs zu Themen der Regional- und Bildwissenschaften, die vom BMBF und der DFG finanziert werden. Und nun entsteht als viertes dieser Institute hier in Adlershof das IRIS – Integrative Research Institute for the Sciences – Adlershof und wir wollen es in den nächsten Jahren als ein fachspezifisches Institute for Advanced Study profilieren. Ein von Norbert Koch geplantes »Open Access Laboratory« soll als gemeinsame Basis für kooperative Forschungsprojekte zwischen der Humboldt-Universität und Partnern aus Wissenschaft und Wirtschaft dienen; in einem ersten Schritt soll ein Konzept für ein Entwicklungslabor für die organische und molekulare Elektronik realisiert werden. Wir sollten in den nächsten Monaten miteinander überlegen, ob wir eine solche Struktur eines disziplinspezifischen Institute for Advanced Study, das vorzüglich das eine, traditionsreiche multidisziplinäre Institute in der Wallotstraße ergänzen kann, nicht noch stärker gemeinsam aufsetzen und gestalten können. Und eine zweite Neugründung des vergangenen Jahres möchte ich ebenfalls noch erwähnen, weil einer der angenehmen Nebeneffekte dieser Institution ist, daß ein Adlershofer Urgestein in neuer Funktion segensreich für den Standort wirken kann: Ich meine das Humboldt-ProMINT-Kolleg, das bei der Telekom-Stiftung eingeworben werden konnte und in dessen Rahmen ein Verbund von Physikern, Mathematikern, Chemikern und Informatikern sich um die Verbesserung der Lehrerausbildung in den MINT-Fächern kümmern wird. Und daß ich damit zugleich darauf anspiele, daß Ingolf Hertel, dem wir alle hier so viel verdanken, durch Mittel der Heraeus-Stiftung als Seniorprofessor im Humboldt-ProMINT-Kolleg aktiv mitwirkt, haben sie ja ohnehin schon alle geahnt¹.

(4) Jahresempfänge an der Schwelle von Jubiläumsjahren und mitten in Jubiläumsjahren bieten schließlich auch die Chance, nochmals an die guten Vorsätze von Neujahr zu erinnern – und da ist es vollkommen gleichgültig, ob diese guten Vorsätze von Neujahr 2010 stammen oder etwas älter sind; man sollte ja nicht sagen können: »Neuschnee bedeckte die Landschaft – und unsere

1 http://www.hu-berlin.de/pr/pressemitteilungen/pm0907/pm_090706_01;
http://www.hu-berlin.de/pr/pressemitteilungen/pm0912/pm_091204_01.



guten Vorsätze«. Wir haben gemeinsam schon viel für die Infrastruktur hier getan, ich erinnere an die Sporthalle in der Rudower Straße, die von unserem Hochschulsport betrieben wird, aber auch für alle Mitarbeitenden der Adlershofer Forschungsinstitute und Unternehmen offen steht, und an den »Adlershofer Gesundheitstag 2009«, den der Hochschulsport gemeinsam mit dem Bezirksamt Treptow-Köpenick durchgeführt hat. Aber den guten Vorsatz vieler Jahre, hier eine richtige Mensa nicht nur für die über 6 000 Studierenden und rund 900 Beschäftigten meiner Universität zu bauen, sollten wir versuchen, baldigst in die Tat umzusetzen – ich bin nämlich sicher, daß die Physikstudentin der Humboldt-Universität, die bei Herrn Kollegen Fornari als studentische Hilfskraft arbeitet und jetzt im IKZ ihre Abschlußarbeit schreibt, noch fröhlicher und besser arbeitet, wenn sie nicht nur aufgewärmtes Essen bekommt. Und das gilt vermutlich genauso für den Doktoranden der Chemie, der im Helmholtz-Zentrum für Materialien und Energie (HZB) Messungen für seine Arbeit durchführt.

Vergangene Woche habe ich mit der Bundesministerin Schavan wissenschaftliche Einrichtungen in Israel und Palästina besucht, darunter das Weizmann-Institut in Rehovot und ein Projekt der Hebräischen Universität für begabte palästinensische Schülerinnen, die schon an die universitären Naturwissenschaften herangeführt werden. In diesen Gesprächen hat niemand geklagt, obwohl es viele Gründe gäbe, über die politische Lage und die Unterfinanzierung des Wissenschaftssystems in Israel und Palästina zu klagen. Im Gegenteil: Wir trafen überall fröhliche und aktive Menschen, die von einem ungeheuren Aufbruchgeist beseelt waren. Eine palästinensische Schülerin sagte: »Es ist eigentlich nicht vorgesehen, daß arabische Frauen gute Mathematikerinnen werden. Ich war auch ganz schlecht in Mathematik und hatte gar kein Vorbild. Aber dann habe ich mir gesagt, daß ich für ein gutes Physikstudium Mathematik brauche, mich auf den Hosenboden gesetzt und jetzt bin ich die Beste in meiner Klasse.« Dieses Engagement brauchen wir: Wenn unser politischer Senat nicht genügend Geld oder Interesse für gute Wissenschaft hat,

müssen wir das Geld halt anderswoher besorgen. Wenn durch Narretei und Unverstand die Einstiftung weiter blockiert wird, müssen wir eben helfen, sie flott zu bekommen. Wenn Schulze nicht kooperieren will, fragen wir eben Müller, und der bekommt vielleicht auch Schulze herum. Das große Jubiläum – das einhunderteinste von Adlershof, liebe Adlershoferinnen und Adlershofer, das zweihundertjährige der Humboldt-Universität und die vielen anderen im Berliner Wissenschaftsjahr bieten reichliche Gelegenheit, Begeisterung zu stärken und neu aufzubauen. Berlins Wissenschaft, die Wissenschaft in Adlershof verdient Begeisterte, vermag Begeisterung zu wecken. Und Begeisterte springen doppelt weit. Fröhliche Sprünge hier, im neuen Jahr 2010! Vielen Dank für Ihre Geduld.

VERANSTALTUNG DES PROFIL-PROGRAMMS: »BERUFUNGEN AN UNIVERSITÄTEN – ERFAHRUNGEN AUS DER AKTUELLEN VERFAHRENSPRAXIS UND EMPFEHLUNGEN FÜR DIE ZUKUNFT«

Es liegt nahe, daß ich Sie alle nicht einfach mit den üblichen bemühten Worten begrüße, sondern meine Hochachtung vor dem Programm und seinen beeindruckenden Ergebnissen dadurch dokumentiere, daß ich Ihnen ein paar ungeordnete Gedanken zu Ihrem Thema – »Berufungen an Universitäten – Erfahrungen aus der aktuellen Verfahrenspraxis und Empfehlungen für die Zukunft« vortrage; Frau Donhauser wird das Thema nachher viel besser und viel klüger behandeln, gestützt auf die wichtigen Papiere des Wissenschaftsrates, an deren Erarbeitung sie vermutlich sogar beteiligt war. Ich darf mich angesichts ihrer wissenschaftspolitischen Kompetenz ganz auf meine persönliche Erfahrung und ein paar Schlußfolgerungen aus derselben zurückziehen:

Meine ersten Erfahrungen mit Berufungsverfahren machte ich vor vielen, vielen Jahren; damals war ich in einer idyllischen Universitätsstadt im Süden unseres Landes der Vertreter der Assistentinnen und Assistenten im Fakultätsrat. Man traf sich in diesem Gremium unter den Bildern würdiger älterer Herren aus diversen Jahrhunderten; die beiden Assistentenvertreter führten normalerweise das Protokoll der Sitzungen und durften in der Runde bildlich und physisch präsenter würdiger älterer Herren gelegentlich auch etwas sagen. In einer der ersten Sitzungen dieses erlauchten Gremiums, an der ich teilnehmen durfte, stand eine in der Fakultät heftig umstrittene Berufsungsliste zur Abstimmung an. Als ich den länglichen Raum an der Stirnseite betrat, überraschte mich das Bild, das ich sah: Der sonst mäßig gefüllte Raum platzte aus allen Nähten, denn es waren sämtliche kooptierten Professoren aus der juristischen und philosophischen Fakultät anwesend, die ich zuvor noch nie in der Runde des Fakultätsrates erblickt hatte. Dann trat man in die Tagesordnung ein, der betreffende Punkt wurde bald vom Dekan aufgerufen und es erhob sich als erster Redner der letzte Inhaber der Professur, die neu zu besetzen war, und warnte mit ebenso bewegten wie bewegenden Worten vor dem Erstplazierten der Liste, über die abgestimmt werden sollte. Der zur Berufung Vorgesehene, so sprach der prominente Theologe, sei für den Lehrstuhl ungeeignet, denn es fehle ihm ein entscheidendes Detail, das einen wirklichen Vertreter seines Faches auszeichne. Außerdem sei bekannt, daß er schwierig sei und kaum Hörer habe. Da niemand im Raum dieses Urteil überprüfen konnte (zu Beginn der

neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts wurden in den meisten theologischen Fakultäten noch keine Probevorträge gehalten), meldete ich mich und wies darauf hin, daß ich während meines Studiums in den ziemlich vollen Hörsälen des angeblich schwierigen Lehrers gesessen hatte und dies nun wirklich nicht bestätigen konnte. So wogte die Diskussion hin und her – schließlich wurde die umstrittene Liste mit der Mehrheit der sonst nicht abstimmenden kooptierten Professoren gebilligt, der betreffende Professor wurde berufen, nahm den Ruf an und lehrte bis zum vergangenen Jahr – wenn ich recht sehe, mit sehr gutem Erfolg – in der süddeutschen Universitätsstadt.

Was ist aus meiner Erfahrung zu lernen? Was habe ich gelernt? Zum einen ist zu lernen, daß Berufungen in unserem Lande noch immer wie damals im Süden allzuoft von »Old-Boys-Netzwerken« gesteuert werden, die – vorsichtig gesagt – ein etwas loses Verhältnis zu den akademischen Spielregeln haben. Damit habe ich nun gewiß nichts Revolutionäres gesagt. Und doch, um etwas wider den Stachel zu löcken: Wenn das Old-Boys-Netzwerk aus klugen, gelehrten Zeitgenossen besteht, kann unter Umständen Besseres herauskommen, als wenn alle mitreden, vollkommene Transparenz angestrebt wird, alle Gremien beteiligt werden. Ein wenig Aristokratie tut der Gelehrtenrepublik gut; ich sage das, auch wenn man in Berlin für diesen Satz durchaus gesteinigt werden kann. Man muß nur darauf achten, daß diese Netzwerke wirklich ausschließlich aus herausragenden Kollegen und vor allem auch aus den herausragenden Kolleginnen bestehen, also nicht schlichte und dann unfehlbar schlechte männerbündische Vereinigungen sind, die sich – je nach intellektuellem Niveau – einen weiteren Skatbruder oder Cellisten für das Streichquartett berufen. Für die Richtigkeit meiner Beobachtung spricht, daß das erwähnte süddeutsche Old-Boys-Netzwerk schon in den siebziger Jahren eine der ersten und wirklich ganz herausragenden Frauen in eine theologischen Fakultät berufen hatte und in der Berufung, die auf den eben berichteten Fall folgte, wieder eine Frau auf den ersten Platz setzte. Man muß eben nur darauf achten, daß das Kriterium höchster fachlicher Exzellenz nicht durch männerbündische Mechanismen konterkariert wird.

Zum zweiten ist aus meiner Erfahrung zu lernen, daß nach wie vor so viele Berufungen mißlingen, weil wir uns an deutschen Universitäten viel zu wenig Zeit für das Kennenlernen der Kandidatinnen und Kandidaten nehmen, auch zu wenig Zeit für die Suche nach Geeigneten. Natürlich ist die alte Praxis, nur nach Aktenlage und ohne Probevortrag zu entscheiden, weil die entscheidenden Personen sich ohnehin kannten, ein Extrembeispiel und die lamoryante Bemerkung eines Bonner Kollegen (»Wir machen keine Probevorträge, da ist die Überraschung größer, wer kommt«) vermutlich Geschichte – aber im Vergleich zur Auswahl in Max-Planck-Instituten nehmen wir uns mit den üblichen anderthalb Stunden für Probevortrag und Diskussion fahrlässig wenig Zeit für eine Lebenszeitstelle, fürchten auch eine wirklich unabhängige Begutachtung wie der Teufel das Weihwasser, wenn Sie dem Theologen das theologische Bild nachsehen. Wenn die Professoren nicht ihre Faulheit bei solchen Auswahlen überwinden und sich mehr Zeit für die Lektüre von Schriften und das Kennenlernen von Kandidatinnen wie Kandidaten nehmen, wird sich allerdings niemals etwas ändern. Zum Stichwort Faulheit gehört leider auch, daß andere Abschnitte von Berufungsverfahren viel, viel zu lange dauern und von einer geradezu bestürzenden Intransparenz für die Betroffenen sind.

Zum dritten ist aus meiner einstigen Erfahrung im Süden zu lernen, daß wir – allzumal in Zeiten betonierter Strukturpläne und festgezurrtter Studienabläufe – viel zu wenig bereit sind, unsere Vorstellungen von dem Profil einer Professur und damit dem Profil der Inhaberin oder des Inhabers zur Diskussion zu stellen und beständig zu reformieren, sich einer rasant wandelnden Wissenschaftslandschaft anzupassen. Der große Theologe aus dem Süden, der gegen seinen potentiellen Nachfolger auf der erwähnten Liste opponierte, informierte den Fakultätsrat einfach nur darüber, daß der vorgesehene Erstplazierte nicht dem Bild entsprach, das er selbst zu vermitteln versuchte. Gott sei Dank, möchte man ja eigentlich ausrufen. Und doch folgt meistens in Deutschland auf den Lehrstuhlinhaber Chemie römisch vier der nächste Inhaber Chemie römisch vier, im Profil (hier auch das Ende in Kleinbuchstaben) wenig verän-

dert. Das benachteiligt nicht nur kluge junge Frauen mit neuen Ideen, sondern stellt die Dynamik von Wissenschaft einfach still. Als ich einmal nach einer Festveranstaltung der Heidelberger Akademie beim Abendessen die Frage zu stellen wagte, ob die ursprünglich einmal institutionell selbständige Kulturwissenschaft meiner Universität nicht längst in die einzelnen Fächer (also beispielsweise Geschichts- oder Literaturwissenschaft) diffundiert sei, verwandelte sich mein Interesse an offener Diskussion und Veränderung blitzschnell in das Gerücht, ich wolle die Kulturwissenschaften einsparen, und bescherte mir besorgte Mails, Briefe und Besuche. So kann es einem gehen, wenn man versucht, einer staunenden Universität zu vermitteln, daß es einen Zusammenhang zwischen einer individuellen Berufung und dem Gesamtprofil einer Universität, deren Profilierung gibt und geben muß, wenn nicht Erstarrung dominieren soll.

Ich sollte zum Schluß kommen, damit die Fachleute zu Wort kommen können. Als ich vor dem Senatssaal vor fast drei Jahren das schöne Bild der Absolventinnen des letzten Durchgangs des ProFIL-Programms anbringen ließ, bekam ich allerlei kritische Hinweise: Da sei doch der Innenhof der Technischen Universität abgebildet, das solle man im Treppenaufgang der Humboldt-Universität tunlichst nicht aufhängen. Und so weiter und so fort. Das Bild hängt noch, und es hängt sicher mindestens noch so lange, wie ich als Präsident hier amtiere, also bis zum Ende dieses Jahres. Denn es macht optisch hervorragend deutlich, daß, wie jetzt auch im sechsten und siebenten Durchgang des ProFIL-Programms, in den vorhergehenden fünf Durchgängen kluge Frauen ertüchtigt worden sind, auch dazu ertüchtigt worden sind, sich in den oft noch männerbündischen, chaotischen und laienhaften Berufungsverfahren deutscher Universitäten durchzusetzen. Man hat mir freundlicherweise die einschlägigen Zahlen auf einen Vorbereitungszettel geschrieben: 62 Rufe auf Professuren und drei auf äquivalente Positionen in der außeruniversitären Forschung bei 83 Absolventinnen mit inzwischen erworbener Berufungsfähigkeit, 42 Gast- und Vertretungsprofessuren und 62 abgeschlossene Habilitationen, 21 Rufe auf Juniorprofessuren und fünf eingeworbene Nachwuchsgruppenleitungen, fünf eingeworbene Heisenbergstipendien, zwei Ehrungen mit dem Heinz Maier-Leibnitz-Preis, zwei Ernennungen zu Mitgliedern der Jungen Akademie.

Ein solcher feiner Erfolg hat für gewöhnlich viele Mütter und Väter – und daher liegt mir daran, in meiner Eröffnung auch zu danken (selbstverständlich auch im Namen der Präsidien der beiden Berliner Partner-Universitäten und der Universität Potsdam), zuvörderst den Beiratsmitgliedern, dann der wissenschaftlichen Koordinatorin Frau Jansen, den jeweiligen Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten und besonders allen Mentorinnen und Mentoren für ihr großes Engagement und ihre Bereitschaft, ihren Erfahrungs- und Wissensschatz in die Nachwuchsförderung einzubringen.

Wenn ich im Laufe meiner Biographie als Student, Assistent, Professor und Präsident etwas über Berufungen gelernt haben sollte, dann war viel Zufall dabei – ein systematisches Nachdenken über Karriereschritte, Hierarchiestufen, Beschäftigungspositionen und Bewerbungsverfahren gab es in den achtziger und frühen neunziger Jahren in unserem Land nur in Ansätzen, und die waren kaum bekannt. Sie, liebe Absolventinnen und neue Teilnehmerinnen, haben die wunderbare Chance (gehabt oder eben vor sich), eine solche systematische Reflexion mit einem ganz persönlichen Training zu verbinden. Insofern ist mir, auch angesichts der beeindruckenden Ergebnisse voraufgehender Lehrgänge, um ihre Zukunft nicht bange, gewiß nicht. Frau Kollegin Karin Donhauser, die Sie alle kennen und die ich daher nicht vorstellen muß, wird nun wesentlich solider, auf der Basis systematischer Reflexion und getragen von der Expertise der vorzüglichen Kölner Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates, vertiefen, was ich allenfalls oberflächlich berühren konnte.



HAUSERÖFFNUNG DER »HUMBOLDT GRADUATE SCHOOL«

Drei paradiesische Wochen im vergangenen März verbrachte ich als Stewart Visiting Fellow in Princeton. Davon wäre heute eigentlich gar nicht zu erzählen, außer vielleicht mit Worten des Dankes für die, die mir diese besondere Art Urlaub gestattet haben – wenn der Vizepräsident für Haushalt und Technik erkrankt ist und man einen Teil seiner Aufgaben übernimmt, ist Erholung wichtig, und wo erholt sich ein Wissenschaftler besser als beim Arbeiten? Mein erholsamer Arbeitsurlaub war aber für unseren heutigen Anlaß einschlägig, denn ich wohnte drei Wochen im Obergeschoß des Garagenhäuschens des Deans der Graduate School der Universität Princeton. Und da eben dieser Dean, der in einem noch etwas eleganteren Haus wohnt, sich offenkundig Sorgen um die Ernährung des ohne Ehefrau angereisten deutschen Kollegen machte und dazu ein großartig gastfreundlicher Nachbar war, hatte ich Gelegenheit, ausführlich über die Princeton Graduate School mit ihm zu sprechen. Und davon will ich in meinem Grußwort berichten.

Natürlich kann man beide Einrichtungen nicht vergleichen. Princeton ist bekanntlich älter als die Humboldt-Universität und ein Beispiel dafür, daß nicht die ganze Welt am Reformmodell Humboldts genesen ist – der erste Graduate-Student der Universität war der vierte Präsident der Vereinigten Staaten und Vater der Bill of Rights, James Madison (1751-1836). Er studierte nach seiner Graduierung am damaligen New Jersey College 1771 ein Jahr zusammen mit dem ersten Präsidenten der Universität, dem schottischen Presbyterianerprediger John Witherspoon, Hebräisch (und ich verzichte auf die mindestens für den Theologen naheliegende Frage, was die amerikanische Verfassung, die Bill of Rights insbesondere und das Studium des hebräischen Alten Testaments wohl miteinander zu tun haben möchten). Princeton ist älter auch im Blick auf seine Graduate School (die wurde nämlich im Jahre 1900 gegründet), aber wir haben dafür definitiv das schönere Gebäude, die alte Tierarzneischule des Architekten Ludwig Ferdinand Hesse aus den Jahren 1838 bis 1840, seit 1934 Gebäude der Veterinärmedizinischen Fakultät unserer Universität, die nach der Wende mit der entsprechenden Einrichtung der Freien Universität fusioniert wurde. Denn mit unserer Perle einer klassizistischen Dreiflügelanlage können

die Kopien von Gebäuden Oxforder Colleges, die auf Initiative des späteren amerikanischen Präsidenten und vorherigen Princeton Universitätspräsidenten Woodrow Wilson den Campus dieser amerikanischen Ivy League Universität zieren, nicht konkurrieren, obwohl vom Turm der Princeton Graduate School nicht nur eine herrliche Aussicht möglich ist, sondern ein elegantes Carillon (zu Deutsch: Glockenspiel) dann und wann spielt.

Was ist Princeton Graduate School? Auf der Homepage stehen drei Prinzipien zu lesen, die die Entwicklung dieser Schule seit ihrer Gründung im Jahre 1900 prägen: »careful selection of candidates, latitude for the students in their programs of study, accessibility of the faculty, and willingness to experiment«. Das, so scheint mir, wären auch feine Prinzipien für eine Humboldt Graduate School – die sorgfältige Auswahl der Promovierenden besorgen für uns die Mitgliedsprogramme, aber wenn wir auch individuell promovierende Studierende aufnehmen wollen (und das sollten wir), müssen wir auch für diese Verfahren entwickeln; »latitude«, »Breite« (ich könnte auch übersetzen »Freiheit«) im Studienprogramm sollten wir mit unserer HGS noch viel mehr herstellen. Im Augenblick bietet unsere Graduiertenschule an, was im gräßlichen Pseudoenglisch unserer Tage »soft skills« heißt, also viele nützliche Kurse zu Karriereplanung, Technica guten Promovierens und so weiter und so fort. Aber eine Graduate School, die diesen englischen Namen sich wirklich verdient hat oder jedenfalls verdienen will, braucht inhaltliche Angebote eines Studiums Generale, eben »latitude«, »Breite«, damit zu »latitude« im Sinne von Freiheit erzogen werden kann. Hier ist noch allerlei zu tun, aber wir wollen es tun – nicht nur deswegen, weil ein neuer Exzellenzwettbewerb bevorsteht und wir es dafür tun sollten. Man muß nur die Homepage einer Graduate School auswärts ansehen, um viele schöne Ideen für die Humboldt Graduate School zu generieren: eigene Stipendien, Fellows an der School, Austauschprogramme und Sprachkurse, ein gemeinsames Dinner dann und wann, Abendveranstaltungen mit spannenden Gästen und so weiter und so fort.

Eine Anregung will ich heute vielleicht noch geben, die nicht ganz selbstverständlich ist und auf die Sie ohnehin schon selbst gekommen sind oder bei Lektüre dieser und jener Homepage auch kommen könnten. Ich will auf den

wunderschönen Garten dieses Hauses hinweisen, der freilich unter den Bauarbeiten und Zeitläuften der letzten Jahrzehnte arg gelitten hat. Er war einmal einer der schönsten Gärten dieser Stadt, der Gräflisch-Reußsche Garten, der nach der Errichtung von Trichinentempel und Dreiflügelanlage in einen englischen Landschaftsgarten umgestaltet wurde. Reste sind vorhanden, jedenfalls für die, die ein Auge für solche Reste haben. Pflegen Sie, liebe Mitglieder der Humboldt Graduate School, diesen Garten, kümmern Sie sich um ihn – er ist der College Garden dieses Hauses, und wenn ich diesen Begriff nenne, wissen die, die ein College kennen, was er für eine Funktion für die Bildungsanstrengungen einer solchen Einrichtung hat. Wir eröffnen ein prächtig saniertes Haus, aber es gibt durchaus noch etwas zu tun: Landscape Gardening im Garten der einstigen École vétérinaire ist angesagt.

Eine letzte Bemerkung des Historikers im Präsidentenamt: Sie ahnen wahrscheinlich gar nicht, welche Freude mir die Übergabe dieses Hauses an die Humboldt Graduate School ist. 1957 eröffnete die DDR nach dem Vorbild der Sowjetunion ein Staatssekretariat für Kirchenfragen, das – wenn ich richtig sehe – 1967 in dieses Gebäude zog. Das Ziel des Staatssekretariates für Kirchenfragen war es, »jeden Versuch der Einmischung kirchlicher Stellen in staatliche Angelegenheiten, insbesondere in Schul- und Erziehungsfragen« zu unterbinden. Außerdem sollten die Staatssekretäre überprüfen, ob die Gesetze und Verordnungen »noch dem gegenwärtigen Stand der gesellschaftlichen Entwicklung in unserer Republik entsprechen.« Kirchenvertreter sahen daher die Einrichtung als »Staatssekretariat gegen kirchliche Angelegenheiten« an, wie mein Kollege Johannes Wallmann einmal formuliert hat. Ich werde jetzt nicht die Diadoche der Staatssekretäre aufzählen, aber drei seien genannt: Hans Seigewasser, Klaus Gysi (1935 von unserer Universität relegiert) und – nach dem Beginn der Wende als letzter in der Reihe – Lothar de Maizière, der heute immer noch unser Nachbar ist. Damals lag das Gebäude noch in der Hermann-Matern-Straße; an eine Rückbenennung in Luisenstraße war nicht zu denken – das Büro des Staatssekretärs ist heute eine Lounge mit Clubsesseln für promovierende Studierende, die sich in den Räumen im edlen stalinistischen Spätklassizismus herrlich lümmeln können, das ist auch eine Form de-

mokratischer Vergangenheitsbewältigung durch ritualisiertes Vergessen. Vor 1967 residierte hier übrigens das Außenministerium der DDR, bevor es mit dem Hochschulministerium in einen inzwischen auch schon wieder abgerissenen Neubau an der Spree zog, es mag uns daran erinnern, daß eine Humboldt Graduate School nur dann etwas werden kann, wenn sie zum einen so viel als möglich ausländische Promovierende aufnimmt, zum anderen aber ihr eigenes Profil durch Blick auf die erfolgreichen Vorbilder fortentwickelt. Von einem möglichen ebenso großen wie noch weit entfernten Vorbild, Princeton, habe ich gesprochen. Andere wären zu nennen, aber dann hätte ich kein Grußwort gehalten, sondern eine programmatische Rede. Solche Rede und entsprechende Taten erwarten wir im Blick auf die Humboldt Graduate School von anderen – liebe Herren Schön und Trabant – und insofern schweige ich jetzt stille und füge zum guten Schluß nur noch an, daß ich allen, die dieses Haus nutzen, von Herzen eine ersprißliche Nutzung wünsche und denen, die diese Nutzung möglich gemacht haben, von ganzem Herzen danke.

PRÄSENTATION DER FESTSCHRIFT ZUM UNIVERSITÄTSJUBILÄUM

Kluge Journalisten wie Jürgen Kaube haben es längst geahnt: Der Kirchenhistoriker Marksches ist natürlich nur deswegen Präsident der Humboldt-Universität geworden, weil er sich als Historiker gern einmal in die Geschichte einer traditionsreichen Bildungseinrichtung einarbeiten wollte, die als Transformation jener Antike, jener antiken Bildungseinrichtungen gelten kann, die seit langem zu seinem, zu meinem Forschungsgebiet gehören. Dazu war in den letzten Monaten reichlich Gelegenheit: Da ein Vortrag über das Verhältnis der Brüder Humboldt, dort etwas zu Schleiermacher, hier ein Wörtlein zu Droysen und so weiter und so fort. Da Präsidenten in der Regel nur Grußworte halten, ist auch nie sonderlich aufgefallen, daß ich weder ein gelehrter Bildungshistoriker – wie Heinz Elmar Tenorth – noch ein kluger Universitätshistoriker – wie Rüdiger vom Bruch – noch ein erfahrener Neuzeithistoriker – wie Dieter Langewiesche – bin. Und meine Grußworte also nicht auf jahrzehntelangen Forschungen beruhen, wie bei den genannten Kollegen, sondern vielfach auf den momentanen Eindrücken und kurzen Lektüren, zu denen das anstrengende Amt eines Universitätspräsidenten, zwischen zwei Berufungsverhandlungen, drei Baubesprechungen, fünf Krisensitzungen wegen finanzieller oder sonstiger Desasterlagen überhaupt noch Zeit läßt.

Der momentane Eindruck vermag gelegentlich zu beeindrucken. Wer im Raum unter Ihnen weiß schon, daß im ehrwürdigen Frey-Grynaeischen Institut der Universität Basel, genauer im Zimmer des gegenwärtigen Lektors, der grün bezogene Schreibtischstuhl des armen de Wette steht, also jenes unglücklichen, wegen seines Trostbriefes für die Mutter des Kotzebue-Mörders Sand von dieser Universität vertriebenen zweiten Theologieprofessors dieser Universität? Wir alle kennen Schleiermachers und seiner Kollegen Versuche, de Wette in Berlin zu halten, Hegels Zustimmung zu der Relegation, die wie im Brennglas Mißverhältnis und Unterschiede zwischen Schleiermacher und Hegel auf den Punkt bringt – man kann es jetzt auch im heute vorzustellenden vierten Band dieser Universitätsgeschichte nachlesen; Wilhelm Gräbs Beitrag über die Theologie und damit auch über diese Zusammenhänge eröffnet, wie es sich gehört, den Reigen der disziplinorientierten Darstellungen. Um es ganz direkt zu sagen: Hier im Raum sitzen doch manche, die über diese Zusammenhänge

deutlich besser Bescheid wissen als der Kirchenhistoriker, der gerade Präsident dieser Universität ist, und da helfen die anekdotischen Eindrücke, die er dann und wann oder da und dort gesammelt hat, ziemlich wenig. Und doch: Es kömmt ja darauf an (um ein bekanntes Diktum zu variieren), was man aus den anekdotischen Eindrücken so zu machen versteht. Wenn man auf de Wette in Basel blickt, auf seine Geschichte dort und auch auf seine Nachgeschichte – ja, dann wird wieder sehr schnell deutlich, daß die problematischen Seiten der Geschichte dieser Universität nicht erst 1933 beginnen, als die Bücher mit tatkräftiger studentischer Hilfe vor dem Haus brannten, sondern sehr früh, die liberale, hierarchiefreie Humboldtsche Universität mit ihren antiuniversitären Zügen existierte eben in weiten Partien nur auf dem Papier und – wie Dieter Langewiesche so schön wieder und wieder betont – auch ein gutes Stück als Reformmodell nur in den Köpfen derer, die von der Erfolgsgeschichte des Humboldtischen Universitätsmodells fabulierten und noch heute die entsprechenden formelhaften Monstranzen (wie die berühmte Rede von der »Einheit von Forschung und Lehre«) durch die Gegend tragen. Schelsky ist nicht Humboldt; an solche schlichten Wahrheiten muß man gelegentlich erinnern.

Nur mit Bilderstürmerei kommen man ebenso wenig weiter wie nur mit Anekdoten und Eindrücken über Baseler Stühle von vertriebenen Berliner Professoren. Es muß aus solchen Lichtblitzen über dunklem Lande Geschichtsdarstellung gewonnen werden, Analyse zu Darstellung verdichtet werden. Das ist mühsam, allzumal neben dem laufenden Lehr- und Forschungsbetrieb; über Vielbeschäftigung sollten nicht nur Präsidenten klagen. Ich habe, wie schon vor Wochenfrist, erneut dem Kollegen Tenorth zu danken. Er hat konzipiert, geplant und vor allem gemahnt. Denn sonst gäbe es keinen Band, der heute vorzustellen wäre. Er hat auch redigiert, ich bezeuge, daß wir gelegentlich auch über Beiträge diskutiert haben und im Ergebnis nicht alles, was gedruckt wird, so aussieht wie das Manuskript, das Tenorth auf den Schreibtisch und in den Computer flatterte.

Nicht jede Einsicht des letzten großen Jubiläums hat sich schon überall herumgesprochen. Ich habe das immer wieder einmal gemerkt, wenn ich in

den letzten Jahren die Bedeutung Schleiermachers für die Universitätsgründung hervorgehoben habe – Kade und Lenz, so wollen wir einmal entschuldigend formulieren, sind eben antiquarisch nur schwer zu bekommen und werden auch nicht von jedem gelesen. Nun wird schon wieder ein Jubiläum gefeiert und schon wieder müssen wir von lieb gewonnenen Legenden Abschied nehmen. Jedenfalls dann, wenn der Akademieverlag sich noch entschließt, eine preiswerte Taschenbuchausgabe der vielbändigen Universitätsgeschichte aufzulegen, wobei wir ihm natürlich auch schon für die edlen festgebundenen Bände auf gutem Papier mit feinem Vorsatzblatt danken wollen, sie tragen, historisch betrachtet, den Namen der Berlin-Brandenburgischen Akademie, aber publizieren doch allerlei der großen Namen unserer Universität, aus Vergangenheit und Gegenwart.

Angesichts so vieler klugen Kollegen sollte der Historiker im Präsidentenamt nicht versuchen zu kommentieren, was er schon gelesen – oder gar: was er noch nicht gelesen – hat, auch nicht versuchen, zwischen Tenorth und Langewiesche zu schlichten oder den Kollegen vom Bruch mit einigen ketzerischen Bemerkungen zu provozieren: Nein, meine Funktion heute war, Sie als Hausherr und, wie das so schön im Titel steht, Auftraggeber der Bände zu begrüßen und dabei, wie es sich gebührt, auch ein wenig zu unterhalten. Ein letzter Gedanke: Der Mittelweg ist schwer zu finden, zwischen einer Überbetonung der Funktion und Rolle dieser Universität für die Universitätsgeschichte und einem zeitgemäßen dekonstruktivistischen Herunterreden der eigenen Bedeutung; der Mittelweg ist schwer zu finden zwischen Denkmalszerstörung der beiden Heroen draußen vor der Tür und heroischer Vergötzung eines Dioskurenpaares romantischer Gelehrsamkeit und nachnapoleonischer Bildungspolitik. Der Mittelweg ist schwer zu finden, weil die Deutschen, die deutsche Universität und vielleicht auch die deutsche Wissenschaft so in die Extreme verliebt sind. Der Band, den wir heute präsentieren, meidet die Extreme. Wer ihn deswegen langweilig findet, hat etwas Zentrales nicht verstanden. Und auch deswegen danke ich denen, die ihn neben Heinz-Elmar Tenorth zuwege gebracht und mit klugen Texten versehen haben, namens der Universität.







ZWEITES HUMBOLDT-STREITGESPRÄCH »WIE SOLLEN WIR ARBEITEN? DIE ZUKUNFT DER WISSENSCHAFTSGESELLSCHAFT«

Dekadenzmodelle machen Spaß, mindestens ebenso viel wie die Fortschrittsmodelle. Anders wäre jedenfalls nicht zu erklären, daß gerade bei unserem heutigen Thema »Wie sollen wir arbeiten?« so viele Dekadenz- und Fortschrittserzählungen en vogue sind. Wenige Beispiele, formuliert auf der Basis des Ankündigungstextes unseres zweiten Humboldt-Streitgesprächs. Stichwort: Ausbildungs- und Arbeitsverhältnisse von Nachwuchswissenschaftlern. Wir alle erinnern uns noch an die Bundesbildungsministerin, die ihre Reden immer stereotyp mit der Wendung »meine Herren und Damen« begann und uns die Juniorprofessur als messianische Befreiung aus der Sklaverei der Assistentur verkündigte. Da wir uns alle nur zu gut an die Rhetorik des brain and slave up erinnern, erspare ich mir und Ihnen Details. Aber eine kleine historiographische und wissenssoziologische Einordnung dieses ministerialen Fortschrittsmodells sollte doch noch sein, damit mein Punkt auch verständlich wird: Da mein Bruder aufgrund des ministeriellen Erlösungswerks an einer technischen Universität als Juniorprofessor beschäftigt wurde und in einer Art Sklavendienst neben einer praktisch vollen Professur noch eine weitere Qualifikationsarbeit, die nicht einmal Habilitation heißen durfte, hinzubringen hatte, wirkte jedenfalls in Gesprächen mit ihm (und vielen vergleichbaren) diese ministerielle Fortschrittsrhetorik reichlich lächerlich. Nicht, daß Sie mich mißverstehen: Juniorprofessuren sind für bestimmte Begabungen und Karriereprofile eine vorzügliche Form eines neuen Ausbildungs- und Arbeitsverhältnisses, aber als messianisches Heilswerkzeug zur eschatologischen Sanierung der im obrigkeitlichen System erstarrten deutschen Universität taugen sie nicht, oder – um die Metapher weiter zu strapazieren – in meinem häuslichen Werkzeugkasten finden sich wie im Werkzeugkasten eines jeden guten, für Nachwuchsförderung Verantwortlichen mehrere Werkzeuge und nicht nur ein einziger Hammer.

Ein zweites Beispiel aus dem Ankündigungstext unseres zweiten Humboldt-Gesprächs. Wie verändert sich das wissenschaftliche Arbeiten? Auf diese Frage soll heute auch geantwortet werden. Hier dominieren eher die Dekadenzerzählungen. Insbesondere Geisteswissenschaftler polemisieren gern ge-

gen die Clusterei, die Haufenbildung, allzumal in den Exzellenzwettbewerben, brain up, das Stichwort paßt auch hier, obwohl kluge Modifikationen den ersten ministerialen Entwurf eines Elitewettbewerbs noch ziemlich verbessert haben. Die berühmten Forschungscluster unter den Regenschirmbegriffen »Innen und Außen in den Literaturen«; »Das Eigene und das Fremde in der Weltgeschichte«, sinnlose Großprojekte, langweilige, zusammenhanglose Tagungsbände und ein Heer von Nachwuchswissenschaftlern, die nur »Das Eigene und das Fremde bei Schelling« und die Themen der Querschnittgruppe B 7 beherrschen. Höhnen ist leicht, obwohl inzwischen nahezu alle an solchen Clustern und Großforschungsbereichen beteiligt sind, als Gutachter, Projektleiter, Teilprojektleiter und so weiter und so fort. Und wir lesen ja alle die geistreichen Polemiken gegen die unleugbaren Züge von Geistlosigkeit in der Großforschung gern, weil wir alle von Einsamkeit und Freiheit träumen, bei Humboldts allzumal. Nun stammt der Begriff »vom Großbetrieb der Wissenschaft« aber nicht aus der jüngsten Vereinbarung der Bundes- und Landesregierungen zum Exzellenzwettbewerb, steht auch in keinem Programmpapier der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Wissenschaftsrates, sondern wurde von einem Anreger der Notgemeinschaft für die Deutsche Wissenschaft geprägt und seinem großen Mentor und Freund, einem Althistoriker. Sie wissen längst, von wem ich spreche, von Theodor Mommsen und Adolf von Harnack. Insbesondere Harnack hat die Rede vom Großbetrieb der Wissenschaft gern im Munde geführt, vor über hundert Jahren bereits und auch im Rahmen solcher akademischen Großforschung manches zuwege gebracht, nicht nur die bekannten Großprojekte an der Preußischen Akademie der Wissenschaften, sondern auch am Deutschen Historischen Institut in Rom und an vielen anderen Orten. Natürlich fand das auch früher schon beißende, spöttische Kritik – beispielsweise bei Nietzsches Freund Franz Overbeck in dessen Harnack-Lexikon, natürlich höhnte Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff über die philologischen Fallstricke, in denen sich altertumswissenschaftliche Großforschung schon damals rasch verding – aber mindestens ist es mit dem Dekadenmodell, daß die Großforschung in den Geisteswissenschaften ein Zeichen spätneuzeitlichen

Verfalls derselben sei, ein Zeichen des immer größeren Einflusses der Naturwissenschaften, historisch betrachtet nicht weit her; wer es nach wie vor vertritt, muß zur Strafe einen Stapel von Bänden der barocken Großforschungsprojekte meines Faches – Acta Sanctorum, Acta conciliorum und wie das alles heißt – tragen. Lange habe ich auch gedacht, der zunehmende Einfluß der Industrialisierung sei verantwortlich für die statistisch sicher unleugbare Zunahme solcher Großforschung in Deutschland, doch heute Mittag trug unser Bildungshistoriker Heinz-Elmar Tenorth den spannenden Gedanken vor, es sei eher der Versuch einer Autonomisierung der Wissenschaft gegenüber der Industrie, gegenüber dem Militär, jedenfalls in der Kaiserzeit, und konnte sich dabei auf Texte Harnacks berufen.

Ich bin sehr dankbar, daß das heutige Podium, das Elisabeth Lack wie auch schon das erste ebenso kundig wie energisch vorbereitet hat, so bunt zusammengesetzt ist, daß es bestimmt die schrecklich langweiligen Dekadenz- und Fortschrittsmodelle traditioneller Provenienz nicht wiederholen wird. Es bietet auch eine Garantie dafür, daß heute weder ausschließlich über Techniken und Methoden wissenschaftlichen Arbeitens noch über Beschäftigungsformen allein geredet wird – auch das wäre langweilig, und der besondere Reiz des heutigen Abends besteht hoffentlich darin, beides zu kombinieren und vom einen her auf das andere zu blicken. Das Podium bietet schließlich auch die Gewähr dafür, daß ein paar Fortschrittsgeschichten auch ruhig erzählt werden können, liebe Frau Allmendinger: ein reiner Männerclub ist das wissenschaftliche Arbeiten nicht mehr, obwohl auch das schon Harnack intendierte und in seinem kirchenhistorischen Seminar umzusetzen begann. Ob der Weg von einer Wissenschaftsförderungsorganisation in das Wissenschaftsministerium aber eine Dekadenz oder ein Fortschritt ist, lieber Herr Schütte, das werden Sie uns wohl erst nach dem Abschluß der Diskussion ganz ehrlich beantworten wollen. Und Ulrich Herbert gebührt einfach an dieser Stelle einmal der Dank dafür, daß unter seiner Verantwortung entstandene Texte des Wissenschaftsrates kluge neue Arbeits- und Beschäftigungsformen inauguriert haben, die sich zum Segen ausgewirkt haben in unserer Forschungslandschaft. Bleibt der

Dank an die Mercator-Stiftung, lieber Herr Lorentz – Sie haben nicht einfach Geld gegeben, sondern Ihre reiche Fördererfahrung, ja überhaupt Ihre Erfahrungen im Umgang mit Wissenschaft, ihren Arbeits- und Beschäftigungsformen, stets hilfreich und engagiert in die Planung und Durchführung eingebracht, das ist mehr, weit mehr als man erwarten kann und ein Grund zur Freude dazu. Ihnen gehört nun auch dieses Rednerpult.

HUMBOLDT-REDE ZU EUROPA VON VÁCLAV KLAUS

Für einen Moment möchte ich einmal so tun dürfen, als sei das Amt eines Präsidenten der Humboldt-Universität ein ganz und gar unpolitisches Amt (was es allzumal in dieser Stadt natürlich in Wahrheit nicht ist), und die Fiktion aufrechterhalten, als könne ich von außen auf die Politik und die Politiker blicken, als reiner Wissenschaftler sozusagen. Und wenn ich diese Fiktion bemühe und von außen auf die Politiker blicke, dann fällt mir immer die ungeheuerere Homogenität der Politiker in einer modernen Mediendemokratie auf: Sie tragen (von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen) alle dieselben dunkelblauen Anzüge oder rosa Jäckchen, alle dieselben karierten Krawatten oder weißen Blüschchen – und vor allem sagen sie alle nahezu dasselbe. Jedenfalls fraktionsweise. Dieselbe etwas schlichte Sprache, dieselben wohlvertrauten Sprechhülsen – und wenn, gestatten Sie mir als Theologe diese Bemerkung, eine für ein Ministeramt vorgesehene Jungpolitikerin ganz unverstellt eine eigene Meinung über Kruzifixe in Schulen äußert, die einmal nicht dem von allen anderen vertretenen Konsens entspricht, beginnt nicht etwa eine sachliche Debatte darüber, was das Kreuz in öffentlichen Räumen bedeutet und was es besser nicht bedeuten sollte, nein, erregte Stimmen weisen die Abweichlerin mit strengem Ton wieder in die Schranken und damit in die Reihen zurück, öffentliche Zurechtweisung von außen und das eigene Schuldbekenntnis stellen sicher, daß die eine durchaus interessante, jedenfalls doch mindestens diskussionswürdige Abweichung wieder zurückgenommen wird. Natürlich: Ich karikiere. Natürlich: Ich habe die Lage pointiert dargestellt. Es gibt einen Fraktionszwang, aber es gibt auch Debatten in Deutschland, in denen Parteidisziplin und Fraktionszwang aufgehoben sind, und dann erleben wir Sternstunden; ich erinnere an die unvergessenen Debatten im deutschen Parlament über die Nutzung von Stammzellen 2002 und 2008. Also nochmals: Ich habe karikiert und die Lage pointiert dargestellt, aber gänzlich falsch, darauf möchte ich doch beharren, ist mein Eindruck nicht.

Nun gibt es immer wieder Ausnahmen von der normierten Politikersprache und vor allem von den fraktionell, interfraktionell normierten Inhalten.

Von »Querdenkern« sprechen wir dann, weil offensichtlich sonst längsweise gedacht wird. Daß der tschechische Staatspräsident Václav Klaus zu diesen Querdenkern gehört, bedarf keiner ausführlichen Begründung: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Mittwoch, 28. April 2010, Nr. 98, Seite 7: »Der Euro war eine falsche Entscheidung«. Punkt. Bei Querdenkern übersieht man oft, daß nicht alles quer gedacht ist, sondern manches durchaus auch längs: »Ich bin Prager, ein Tscheche, auch ein Mitteleuropäer, diese drei Identitäten sind stärker als die europäische« – verwunderlicherweise fragten die beiden klugen Journalisten, die das nämliche Interview mit dem tschechischen Staatspräsidenten führten, nicht gleich: Und, verehrter Herr Präsident, was ist eigentlich ein Mitteleuropäer? Im Unterschied zum Prager? Zum Tschechen?

In einer Universität wird – durchaus im Unterschied zu politischen Zusammenhängen – noch gelesen, nicht nur in den vorbereitenden Zusammenfassungen von Referenten. Zur Vorbereitung dieses Grußwortes habe ich also gelesen, Reden von Václav Klaus. Besonders interessant fand ich Ihre Bemerkungen zu einem Gespräch, das Sie mit Kardinal Schönborn in Passau im Jahre 2009 geführt haben. Dort findet sich eine spannende, ja darf ich sagen spannungsvolle Trias von Sätzen über Europa: Zum einen sagen Sie: »Ich bin froh in Europa leben zu können und zu Europa zu gehören«. Zum anderen aber sagen Sie: »Eine gemeinsame Idee hat Europa nicht, es kann sie nicht haben und sie ist für Europa auch nicht notwendig«. Und schließlich formulieren Sie: »Europa als Kontinent hat keine Geschichte, obwohl hier im Laufe der Zeit vieles geschehen ist. Es gibt Geschichte Frankreichs, Spaniens, Deutschlands, der Tschechischen Republik«. Aber, verehrter Herr Präsident, sind diese Geschichten nicht schon seit Jahrhunderten tief ineinander verwoben: die Geschichte Ihres Landes und die Geschichte unseres Landes? Jüngst habe ich an der Prager Karls-Universität und an der Leipziger Universität zwei Vorträge gehalten: Etwas pointiert gefragt: Gäbe es denn eine Universität Leipzig ohne den Luxemburger Kaiser Karl, ohne die Prager Universität? Gab es nicht vor den Nationalstaaten und vor den nationalen Geschichten längst ein Europa als *concordia*

discors, als spannungsvolles Nebeneinander, Miteinander und Gegeneinander von Einheit und Vielheit, und ist alles Ringen um europäische Einheit nicht ein uraltes Thema europäischer Geschichte? »Am Grunde der Moldau wandern die Steine/ es liegen drei Kaiser begraben in Prag«, dichtet Bert Brecht.

Sie haben für Passau formuliert: »Ich bin froh in Europa leben zu können und zu Europa zu gehören«. Das illustriert, verehrter Herr Präsident, in sehr beeindruckender Weise Ihre Biographie, übrigens auch schon zu den Zeiten, als ein eiserner Vorhang Europa noch in zwei feindliche Blöcke trennte. Studium in Prag, aber auch Studien in Italien und den Vereinigten Staaten, schon lange vor der Wende, Sie beschämen uns, indem Sie Deutsch sprechen und ich nicht einmal in der Lage bin, Sie Tschechisch zu begrüßen – für ein gemeinsames kollektives Gedächtnis Europas müssen wir in der Tat, wie aus Ihren Passauer Bemerkungen folgt, noch viel übereinander lernen, und das fängt bei Ihrer schönen, aber schwierigen Sprache an.

Eine Universität, an der immer nur der Konsens zelebriert würde, wäre nicht nur eine zutiefst langweilige Veranstaltung, sondern sicher auch keine besonders wissenschaftliche Veranstaltung. Ganz unabhängig davon, ob man Ihren pointierten Sätzen nun aus voller Überzeugung zustimmt, schüchtern Einwände formuliert oder aber sie nur begrüßt, weil sie den gelegentlich allzu feierlich, aber faktisch folgenlos beschworenen Konsens erschüttern und zum Nachdenken zwingen – Sie sind uns hier jedenfalls herzlich willkommen und wir werden über Ihre offenen Worte munter diskutieren. Ich grüße zugleich mit Ihnen Herrn Petschke, den Leiter der Vertretung der Europäischen Kommission in Berlin, den sehr verehrten Kollegen Pernice vom hiesigen Walter Hallstein-Institut für Europäisches Verfassungsrecht, der unsere wunderbare Reihe der »Humboldt-Reden zu Europa« organisiert und uns erneut einen Referenten beschert hat, über dessen Thesen ganz gewiß diskutiert wird. Und auf diese Diskussion, verehrter Herr Präsident Klaus, freuen wir uns.

JAHRESVERSAMMLUNG DER HOCHSCHULREKTORENKONFERENZ

Begrüßungen haben, wie wir alle wissen, ihre topischen Elemente. Das mag so angehen, das sind wir gewöhnt. Und gelegentlich auch ganz dankbar dafür. In diesem großen Jubiläumsjahr der Humboldtschen Universität, zugleich dem Jubiläumsjahr dieser Humboldt-Universität, der Berliner Universität Unter den Linden – ja, in diesem Jubiläumsjahr stellen wir leider auch fest, daß die Grußworte und Reden zum Jubiläumsjahr ihre topischen Elemente haben. Ich erlaube mir, entsprechende Beobachtungen ein klein wenig zuzuspitzen:

Da sind zum einen die Festtagsredner, die mit großem Tremolo in der Stimme die großen Formeln der Humboldtschen Universität durch die Gegend tragen, beispielsweise die berühmte Formel der »Einheit von Forschung und Lehre«, aber nie viel Humboldt gelesen haben und nicht ahnen, daß die meisten dieser Formeln erst zum hundertjährigen Jubiläum oder, noch kurioser, erst in den großen Bildungsdebatten der jungen Bundesrepublik geprägt worden sind. Ich habe bei vielem Schelsky im Verdacht, aber dies ist eine Begrüßung und kein philologisches Kolloquium zur jüngeren Bildungsterminologie, für das ich als Kirchenhistoriker auch kaum berufen wäre und also hübsch bei meinen topischen Leisten bleiben sollte. Warum kümmern wir uns so selten um die wunderbaren Ergebnisse, die uns Wissenschaftsgeschichtler und Hochschulforscher seit Jahren zum Thema frei Haus liefern, und lassen die beständige Wiederholung der alten Formeln so widerstandslos zu?

Dann gibt es bei den Jubiläumsbeiträgen zur Humboldtschen Universität in diesem Jahr die Propheten, die ebenfalls mit viel Tremolo den Untergang des Humboldtschen Abendlandes ankündigen, am Anfang Bologna und am Ende auch, wir kennen das und dürften das auch in diesem Semester wieder erleben. Auch die haben die Gründungstexte der Berliner Universität meist nur oberflächlich gelesen; mindestens Schleiermacher hält die Berufsbildung in einigen Studiengängen wie Jura, Medizin und Theologie für einen integralen Bestandteil der reformierten Universitas litterarum; die Polemik gegen die französischen Écoles fällt nicht bei allen Reformern so zeitbedingt und radikal aus, wie man gern glaubt. Warum muß es immer so radikal zugehen, wenn das Thema Universitätsreform in Deutschland traktiert wird? Warum rufen die einen den Untergang des Abendlandes aus und die anderen reden sich die Lage

schön? Es gibt insbesondere beim Thema Berufsbezogenheit viel zu tun an deutschen Universitäten, wie sollte das auch anders sein bei einer sich so rasch und tiefgründig wandelnden Berufslandschaft? Und es gibt auch im Blick auf Bologna-Studiengänge allerlei zu tun, aber es wird doch auch viel getan und davon darf man doch ruhig auch einmal reden.

Und dann gibt es im Jubiläumsjahr noch eine dritte Gruppe. Das sind die klugen Historiker, denen aufgefallen ist, daß Humboldt nur einer der Väter der Humboldtschen Universität war (übrigens war das das zentrale historische Ergebnis des großen Jubiläums von 1910), im neunzehnten Jahrhundert praktisch nie von ihm die Rede war (schließlich machte sich das auch nicht gut, anläßlich von Kaisers Geburtstag auf ein Mitglied einer Familie zu verweisen, die gar nicht zur alten preußischen Nobilität gehörte) und die Humboldt-Universität nur in sehr eingeschränktem Sinne Humboldts und der anderen Gründerväter Visionen entsprach: Die Friedrich-Wilhelms-Universität war eben keine staatsferne Stiftungshochschule, sondern die preußische und reichsdeutsche Staatshochschule mit allen auch schrecklichen Konsequenzen; die Bücherverbrennung draußen auf dem Opernplatz, an die wir auf dem heutigen Bebelplatz heute erinnern, steht in direktem Zusammenhang mit der Antrittsvorlesung eines Professors für politische Pädagogik, der übrigens im einstigen Dienstzimmer von Carl Heinrich Becker unterkam – Becker und Bäumler, erst beides zusammen macht die Tradition, derer heute zu gedenken ist und die nur partiell zu feiern ist.

Staatstragendes Tremolo, Weltuntergangsprophetie oder schlichter Dekonstruktivismus der großen Jubiläumsmythen – das sind zwar verbreitete, aber dann doch einer Universität, einer Versammlung so vieler Universitäten und Hochschulen etwas unangemessene Formen des Gedenkens an einen großen Aufbruch vor zweihundert Jahren. An einen Aufbruch aus einer schweren politischen und finanziellen Krise, um das Wort Desaster einmal nicht zu bemühen. Wir alle wissen, daß es im deutschen Hochschulsystem eine ganze Reihe von schwerwiegenden Problemen gibt, nicht nur, aber auch erhebliche finanzielle Probleme. Wie man Probleme lösen könnte, wissen eigentlich die meisten, und es macht wenig Spaß, das immer wieder und wieder zu sagen,

weil ein paar politische Voraussetzungen fehlen – ich will dieses alte, garstige Lied heute zur festlichen Versammlung nicht singen. Denn wir wissen doch auch, daß wirkliche Reform und Behebung dieser Probleme auf unserer Seite einen entschlossenen, fröhlichen Reformgeist und Leidenschaft für die Sache der Wissenschaft, Leidenschaft für die Lehre wie für die Forschung voraussetzt, jenseits der üblichen wohlfeilen Parolen und Formeln. Die gilt es zu wecken, wie jeder weiß, der einmal eine große amerikanische oder eine chinesische Universität von Ferne gesehen hat. Ich möchte Ihnen allen jenseits aller Topik eines Jubiläums meine Erfahrung aus dem Jubiläumsjahr weitergeben, daß die zweihundert Jahre alten Texte unserer Berliner Gründerväter unglaublich frisch wirken, provozierend frisch, weil sie diesen Geist der Leidenschaft enthalten, nicht den bürokratischen Geist der deutschen Gremienuniversität, auch nicht den arg technischen spirit der unternehmerischen Hochschule, nein, eine ganz elementare, fröhliche Leidenschaft für Studierende und für die Wissenschaft. Und eine Menge praktischer Ideen dazu. Natürlich auch ein paar Ideen, die man nicht in die Gegenwart übersetzen, nicht ins einundzwanzigste Jahrhundert transformieren kann. Aber wer das erwarten würde, hätte im Geist des Neuhumanismus aus einer Bildungsreform vergangener Tage eine Religion gemacht, davor – sie ahnen das – kann der Theologe nur warnen. Wenn man sich wirklich auf die Berliner Gründung von 1809/1810 einläßt und nicht nur auf die diversen Abziehbilder, bekommt man selbst ein Stück der damaligen Leidenschaft und leidenschaftlichen Krisenresistenz vermittelt, sozusagen einfach beim Feiern.

Berlin bietet im Jubiläumsjahr viele Gelegenheiten, diesen frischen Geist der Gründung aufzunehmen, zu spüren, zu analysieren – in Ausstellungen, Konferenzen, Aktionen mitten in der Stadt und so weiter und so fort. Ich hoffe, daß Sie davon etwas spüren heute und morgen und bei anderen Besuchen hier in Berlin in den nächsten Wochen und Monaten; zunächst einmal aber hoffe ich, daß Sie sich an diesen Tagen hier in Berlin und an der Humboldt-Universität wohlfühlen, grüße Sie alle miteinander ganz herzlich und danke Ihnen auch von Herzen, daß Sie uns die Ehre des Besuches erweisen, seien Sie uns ganz besonders willkommen!







FESTAKT ZUR ALEXANDER-VON-HUMBOLDT- PROFESSUR FÜR PHILIP VAN DER EIJK

Eine klassische deutsche Universität hat gerade einmal einen Ordinarius für Gräzistik, und diese Stelle ist bei jeder Strukturdiskussion von der Streichung bedroht: Wozu noch alte Sprachen in einer globalisierten modernen Welt? An der Humboldt-Universität zu Berlin ist das ganz anders, denn mit Philip van der Eijk, der seit Beginn des Jubiläumsjahres 2010 an unserer Universität lehrt und forscht, verfügen wir gleich über zwei gräzistische Lehrstühle. Wieso?

Seit der Bewilligung des Exzellenzclusters »Topoi. The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations« im Rahmen des Exzellenzwettbewerbs des Bundes und der Länder ist weit über Deutschland hinaus deutlich geworden, was man auch vorher schon wahrnehmen konnte: Berlin ist ein so zentraler Schwerpunkt der Erforschung der alten Welt in einem ganz umfassenden Sinne, daß schon deswegen hier nicht gelten kann, was anderswo gilt: Klassische Editionsprojekte der Akademie der Wissenschaften wie die Aristoteles-Kommentierung oder das Korpus der griechischen Mediziner verbinden sich beispielsweise mit der Erforschung des Religionswandels in der Spätantike und den diversen Transformationen der Antike in den auf sie folgenden Epochen bis in die Gegenwart. Geisteswissenschaftler kooperieren mit Naturwissenschaftlern, Praktiker in Museen und Laboren mit Theoretikern und Archivaren. Die Humboldt-Universität zu Berlin ist in diesem lebendigen Netzwerk, zu dem neben der Akademie auch die Schwesteruniversitäten, die Museen der Stiftung preußischer Kulturbesitz und das Deutsche Archäologische Institut gehören, insbesondere der Ort, an dem die antike Philosophiegeschichte und die antike Wissensgeschichte einen besonderen Schwerpunkt bilden – ich nenne nur die Graduate School of Ancient Philosophy, den Sonderforschungsbereich »Transformationen der Antike« und das wissenschaftsgeschichtlich ausgerichtete August-Boeckh-Antikezentrum und erwähne abschließend mit aller gebotenen Bescheidenheit auch die Erforschung des antiken Christentums als einen wichtigen Berliner Schwerpunkt, dazu die Lebenswissenschaften in einem umfassenden Sinne des Begriffs.

Bald nach der Ankündigung des so großartigen Programms der »Alexander-von-Humboldt-Professuren« durch die Stiftung war für die Verantwortlichen klar, daß mit Hilfe dieses Programms nun eine kühne Hoffnung Realität

werden könnte – die Hoffnung, den starken philosophiegeschichtlichen Schwerpunkt der Humboldt-Universität durch einen starken wissenschaftsgeschichtlichen zu ergänzen und damit im spannenden Berliner Umfeld, das insbesondere durch das einschlägige Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte geprägt wird, einen weiteren unentbehrlichen Baustein für eine Antikeforschung im umfassenden Sinne zu setzen und zugleich für die lebenswissenschaftliche Orientierung des Profils unserer Universität die unentbehrliche historische Fundamentierung zu liefern. Daß unter diesen Umständen der niederländische, in England lehrende Kollege Philip van der Eijk die erste Wahl sein würde, bedarf unter Fachgelehrten keiner ausführlichen Erläuterung. Mit seiner zweibändigen Edition, Übersetzung und Kommentierung des griechischen Mediziners Diokles von Karystos hat er nicht nur für die Erforschung der Medizingeschichte im engeren Sinne Standards gesetzt; der gern als »zweiter Hippokrates« bezeichnete mutmaßliche Aristoteles-Schüler eignet sich in besonderer Weise für eine interdisziplinäre, insbesondere zur Philosophie-, aber auch zur Sozialgeschichte hin offene Erforschung auf strenger philologischer Basis. Eine gleiche methodische Weite, die trotzdem den disziplinären Standards verbunden bleibt, charakterisiert auch die im Rahmen der deutschen Aristoteles-Ausgabe erschienene Kommentierung der aristotelischen Schriften *De Insomniis* und *De Divinatione per somnum*; sie stellt nicht nur für die klassische philosophische Debatte über die Seelentheorie und die Traumforschung einen Meilenstein dar. Der Titel eines im Jahre 2005 in Cambridge erschienenen Bandes markiert die weiten Interessen van der Eijks, die ihm zu Recht im selben Jahr eine reine Forschungsprofessur in Newcastle eintrugen: »*Medicine and Philosophy in Classical Antiquity. Doctors and Philosophers on Nature, Soul, Health and Disease*«; wer sich für das antike Christentum interessiert, wird auch für die kommentierte Edition der Schrift *De natura hominis* des Nemesius von Emesa tief dankbar sein, die van der Eijk im Jahre 2008 gemeinsam mit Robert W. Sharples herausbrachte.

Fünf Monate, nachdem Philip van der Eijk nach Berlin umgezogen ist und seine Arbeit an der Humboldt-Universität aufgenommen hat, kann ich dankbar bezeugen, daß er aufgrund seiner herausragenden Qualifikationen, aber auch

aufgrund seiner großen persönlichen Liebenswürdigkeit und energischen Tatkraft schon ein ganz selbstverständlicher Teil des erwähnten Berliner Netzwerks geworden ist: Weder im berühmten Medizinerkorpus der Berlin-Brandenburgischen Akademie noch in den verschiedenen Haufen der Berliner Altertumswissenschaften noch in den genannten Profildbereichen unserer eigenen Universität könnte man sich das Leben ohne seine Impulse überhaupt noch vorstellen. Und dafür ist, das betone ich gern, nicht zuletzt auch der Alexander-von-Humboldt-Stiftung sehr herzlich zu danken.

VORTRAG VON PHILIP UND ARACHNE VAN DER EIJK – »HUMBOLDTS ERBE ALS VERPFLICHTUNG«

Wir haben uns heute versammelt, um feierlich die Alexander-von-Humboldt-Professur zu eröffnen. Das Programm weist mir ein Grußwort zu und die kluge Regie schreibt: »Sagen Sie doch etwas über Alexander von Humboldt. Oder über Wilhelm von Humboldt. Oder über beide«. Nun gut, man sollte als Präsident immer tun, was die kluge Regie einem sagt – schon deswegen, damit auf solchen Veranstaltungen kein Chaos entsteht und gar – was der liebe Gott verhüten möchte – zwei Grußworte haltende Präsidenten sich inhaltlich oder stilistisch auf den Füßen herumtrampeln. Das gilt besonders dann, wenn man vor rund einem Jahr einen langen Vortrag über das Verhältnis der beiden Brüder Wilhelm und Alexander gehalten hat, für einen Präsidenten ganz ungewöhnlich gründlich vorbereitet mit Fußnoten und viel Lektüre, vergnüglicher übrigens, um daran keinen Zweifel zu lassen und zu allem Überfluß dieser Beitrag inzwischen gleich zweimal gedruckt wurde, zwischen hellgrünen und hellblauen Deckeln (für die unter Ihnen, die die Anspielung verstehen). Meine Tübinger akademische Lehrerin hat mich immer davor gewarnt, mich zu wiederholen und am Ende einer Präsidentschaft habe ich das zu meinem Bedauern dann doch immer mal wieder tun müssen, möchte es aber heute abend nun dezidiert nicht tun.

Also noch einmal Wilhelm und Alexander, aber diesmal anders als vor fast genau einem Jahr. Warum sollte man denn, wenn es um eine Alexander-von-Humboldt-Professur geht und nach einem der Präsident der Alexander-von-Humboldt-Stiftung spricht, über Wilhelm reden? Sicher nicht deswegen, weil es schon im neunzehnten Jahrhundert eine Art Wettbewerb gegeben hat, nein, nicht zwischen den Brüdern, aber der öffentlichen Meinung, wer denn der bessere Preuße, der staatstreue Gelehrte, der originellere Kopf war – und Sie ahnen, dieser Wettbewerb wird bis heute fortgeführt. Daß im neunzehnten Jahrhundert im Blick auf das preußische Herz Alexander als der unsichere Kantonist galt, verwundert wenig – vielleicht macht gerade das ihn so sympathisch, was Caroline fast mehr als Wilhelm besorgte: Daß Alexander mindestens ein halber Franzose war mitten in der antinapoleonischen Erhebung und sich selbst einmal etwas resignativ eine abgelegte Trikolore nannte. Und vielleicht verehren wir an Wilhelm gerade weniger sein entschlossenes Handeln

für die Bildungsinstitutionen mitten in der Staatskatastrophe als vielmehr seine resignativen Äußerungen darüber, wie groß letztlich doch die Hindernisse waren, leiden mit dem letztlich kaltgestellten Bildungsreformer, der nicht Bildungsminister wurde bzw. blieb, sondern auf Botschafterposten abgeschoben und schließlich ganz in die private Existenz ging. Die Frage, wer origineller von den beiden war, ist auch eine klassische Frage des neunzehnten Jahrhunderts, ein Jahrhundert, in dem man dem Modell des einen einsamen Genies viel lieber folgte als dem der genialischen Runde, Gruppe, der genialischen Zweiergruppe oder gar Zweierbeziehung. Alexander von Humboldt ist es wahrscheinlich im deutschen Wissenschaftsbetrieb nicht gut bekommen, daß er mit dem Kosmos noch einmal die Gesamtschau versuchte in der Zeit der perniziösen Spezialisierung – Totaltheorien mochte man in einer zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eigentlich nur noch dann, wenn sie radikal einfach und vor allem radikal vereinfachbar dahergekommen sind, Darwin ist natürlich das zentrale Beispiel, den Kosmos lesen trotz Enzensberger die Spezialisten, Darwin natürlich auch nur, aber Darwins Theorien kann jedes Schulkind nachplappern, Humboldts Theorien nicht. Da geht es ihm wie Leibniz.

Der Wettbewerb der beiden Brüder wird natürlich auch in der Gegenwart ausgefochten. Und hat, wenn ich so offen sein darf, gelegentlich etwas Putziges. Alexander gilt uns mit Recht als der große Neugierige, die große Neugierde, um ein Berliner Bauwerk als Metapher zu bemühen draußen in Glienicke, als der, der Leben und Gesundheit nicht achtend auf die Berge stürmte und durch die Flüsse zog, neugierig auf die Menschen, detailversessen (man lese sein Cuba-Werk und die Bevölkerungsstatistiken der Vorstädte von Havanna), sprachbegabt, charmant – und um den Wilhelm, seinen Bruder, nicht ganz hinterwäldlerisch, tegelsch gleichsam – wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel – erscheinen zu lassen, hat auf Initiative der so bewunderswerten Hüterin von Tegel, von Christine von Heinz, die Wilhelm-von-Humboldt-Arbeitsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine Karte aller der Sprachen angelegt, die der kluge Linguist Wilhelm traktiert hat. Das Ergebnis im Brüderkampf darf man vielleicht in der nicht nur hierzulande so beliebten Sportsprache so zusammenfassen: 1:1. Fünfundsiebzig Sprachen hat

Wilhelm von Humboldt behandelt, von 01 Grönländisch bis 75 Maori. Und damit vom einen Ende der Welt zum anderen, mit einem – nicht ganz überraschend – deutlichen Schwerpunkt in Mittel- und Südamerika. Nun könnte ich das natürlich historisieren, davon berichten, daß im Berliner Umfeld offenkundig nichts galt, wer nicht sich um die Sprachen kümmerte – der Ägyptologe Lepsius muß beispielsweise ein ganz ordentlicher Sanskritexperte gewesen sein. Aber natürlich würde das nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie beide Ausnahmebegabungen waren, Wilhelm mit seinen fünfundsiebzig und Alexander mit seinen Gott-was-weiß-ich-wieviel-Sprachen, die Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie hat mit dem Zählen noch nicht nachgerüstet.

Da haben wir sie beide wieder zusammen, die Brüder – aber Sie fragen sich sicher, was das um Gottes willen mit Philip van der Eijk zu tun hat, zu dessen Ehren wir uns heute versammeln. Vor so vielen klugen Wissenschaftlern sind Kalauer eher nicht erlaubt, daß Wilhelm und Alexander zusammengehören, der Kultusminister und unser prominentester Gastprofessor und Student, ja, das wäre eher ein solcher Kalauer. Nein, mir ging es eigentlich um etwas Anderes: Wohl war Alexander von Humboldt eine Ausnahmebegabung und wohl hat die Humboldt-Stiftung, lieber Helmut, ein großes Werk getan, als sie die Alexander-von-Humboldt-Professuren einrichtete. Aber mein Hinweis auf die fünfundsiebzig Sprachen des Privatgelehrten Wilhelm wollte ebenso wie der Hinweis auf das Sanskrit bei Lepsius deutlich machen: Wir sind eine wehleidige Truppe geworden an den deutschen Universitäten, wenn wir immerzu über zu viel Arbeit, zu viele Pflichtkurse, zu viele Regularien klagen. Unsere Vorväter hatten es auch nicht gerade einfach und sie haben Bewundernswertes geleistet. Lassen wir uns doch nicht die Standards guter Wissenschaft durch die trübe deutsche Klagesucht und Wehleidigkeit verderben, vergessen wir nicht, wo eigentlich die Meßlatte einer guten Universität hängt. Die Alexander-von-Humboldt-Stiftung bietet die Gelegenheit, solche maßstabsetzende Arbeit immer wieder durchzuführen, nun auch durch diese wunderbaren Berufungen der Humboldt-Professuren, aber auch durch das ganze übrige Gastwissenschaftlerprogramm. Und so haben wir nun Philip van der Eijk unter

uns, den ich einmal schon öffentlich gerühmt habe, auch das will ich nicht wiederholen. Er steht meinem eigenen Fachgebiet so nahe, daß ich es auch gar nicht anders könnte als im Genre des Panegyricus, allein, lieber Herr van der Eijk, Ihre wunderbare Nemesius-Ausgabe, ach, ein Genuß. So wünschen wir uns Universität, so wollen wir Universität, so wird Universität auch dort noch werden, wo sie es noch nicht ist, auch in Berlin-Mitte. Wir freuen uns, daß Sie nun unter uns, gemeinsam mit Ihrer Frau, die den wunderbaren Namen Arachne trägt – einer der Begriffe, der zeigt, wie aktuell die klassischen Altertumswissenschaften sind. Denn einer meiner Kollegen hat seiner Einführung in die Nutzung des Internet für Altertumswissenschaftler den schönen Titel »Arachnes Netz« gegeben und mindestens die klassischen Philologen unter uns schmunzeln nun, wenn deutlich wird, daß Pallas Athene, die über dem Balkon dieses Senatssaals schwebt, ohne Arachne eben doch nicht auskommt. Auch hier gilt: Hochmut kommt vor den Fall, selbst wenn es der Hochmut derer ist, die sich über den Hochmut anderer erzürnen.

FÜNFZIGJÄHRIGES JUBILÄUM DER EVANGELISCHEN ZENTRALSTELLE FÜR WELTANSCHAUUNGSFRAGEN

Man reibt sich verwundert die Augen – erst fünfzig Jahre soll sie alt sein, die EZW, die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen? Ich frage das nicht als Kirchenhistoriker, um auf diese Weise subtil anzudeuten, daß es einen Vorläufer der Zentrale gab, die 1921 gegründete und 1937 gewaltsam geschlossene »Apologetische Zentrale«, die ihre Wurzeln in den volksmissionarischen Bewegungen der Diakonie und damit letztlich im Evangelisationsprogramm Wicherns hatte – nein, ich frage nicht, ob die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen wirklich erst fünfzig geworden ist, weil ich Ihnen unter der Maske eines Grußwortes eine Vorlesung über die Geschichte einer interessanten Berliner theologischen Institution und ihre ursprüngliche Halbdistanz zur Theologischen Fakultät der Universität halten wollte, die sich erst reduzierte, als der Berliner Privatdozent Walter Künneth 1932 die Leitung der Zentrale übernahm und sie in enger Arbeitsgemeinschaft mit Albertz, Lilje und Niemöller in den Dienst des Kampfes der Bekennenden Kirche stellte. Nein, für solche kirchengeschichtlichen Exkurse in die kirchliche Zeitgeschichte gibt es berufenere Kollegen als den armen Altkirchler und Patristiker und das ist auch nicht der Grund meiner Verwunderung – verwundert reibe ich mir mindestens die Augen, weil in diesen fünfzig Jahren eine so große Zahl von ungemein hilfreichen, höchst informativen, gelehrten und zugleich doch zu präziser Urteilsbildung anleitenden Publikationen vorgelegt worden ist. Über 200 EZW-Texte, viele Hefte des Materialdienstes, aber eben inzwischen auch ein Internet-Lexikon und vieles andere mehr. Und das alles in nur fünfzig Jahren. Dafür kann und muß man dankbar sein, ich werde gleich noch näher sagen, warum besonders.

Man reibt sich zugleich aber auch verwundert die Augen, weil es schon fünfzig Jahre sind. Denn es wird ja niemand bestreiten, daß in den sechziger Jahren nicht nur das alte Wort »Apologetik« aus dem Namen der Vorgängerorganisation keinen guten Klang mehr hatte. In einem instruktiven Artikel hat Horst Pöhlmann alle diese Schwierigkeiten beschrieben – und auch der Begriff »Weltanschauung« mutete spätestens zehn Jahre nach der Etablierung der Zentralstelle seltsam antiquiert an, nicht zuletzt deswegen, weil für nicht wenige an den Universitäten es auch im Westen und erst recht im Osten nur eine ein-

zige wahre, wissenschaftliche Weltanschauung gab und da meine ich jetzt nicht das Christentum, das Judentum oder welche Religion auch immer. Schon fünfzig Jahre – das meint: Wir schulden denen Dank, die in den großen Debatten um die kirchlichen Finanzen und gesamtkirchlichen Akzentsetzungen des bundesdeutschen Protestantismus seit den siebziger Jahren an der Zentralstelle festgehalten haben, nicht nur, aber eben immer auch im Sinne dieser genannten, wunderbaren Arbeitsmaterialien, ich weiß, wovon ich spreche, nicht zuletzt auch deswegen, weil meine Frau seit vielen Jahren als Religionslehrerin arbeitet, inzwischen an einer evangelischen Bildungseinrichtung hier in Berlin, deren Religionsunterricht auch viele Konfessionslose und Muslime besuchen. Sie hatten, um es noch etwas direkter zu sagen, viele einschlägige wichtige Themen schon deutlich vor der deutschen Universitätstheologie im Blick, und das ist nun wirklich nicht selbstverständlich.

Ich will das, was ich gerade angedeutet habe, zum Schluß noch ein wenig als Vorsitzender der Theologischen Kammer der EKD ausführen – Sie haben die Freundlichkeit besessen, mich heute um das erste Grußwort in dieser Funktion nach der Bestallung durch den Rat zu bitten. Uns fehlt eine elementare, nicht schulgebundene Theologie, eine klare, präzise, allgemeinverständliche Theologie zu den großen Fragen der Religion in der Gegenwart. Warum musste Jesus sterben? Glauben wir alle an den einen Gott? Und so weiter und so fort. Wir geben an den Universitäten positionale Antworten, Härle, Herms, meinerseits auch Ebeling, Pannenberg und so weiter und so fort (meinen akademischen Lehrer Jüngel nenne ich in diesem Zusammenhang nicht, denn er hat einmal einen Beitrag unter dem Titel »Meine Theologie« mit dem unvergeßlichen Satz begonnen: »Meine Theologie – da stock ich schon«. Aber das ist doch eher die Ausnahme in unserem, mit Verlaub, manchmal recht eitlen Betrieb). Wir vermitteln dagegen meist unsere (oder eben auch: meine) Antworten den Studierenden. Aber nur wenige Kollegen wissen, daß die zentrale Aufgabe darin besteht, eine aus den biblischen Texten erwachsende und Zeitgenossen direkt ansprechende nichtpositionale, elementare, elementarisierende Theologie zu entwerfen, die zugleich für den Christenmenschen und die Nichtchristen verständlich ist, den Atheisten ernst nimmt und trotzdem die zentrale

Weichenstellungen des christlichen Glaubens nicht verschweigt. Elementarisierend – nicht simplifizierend, je nach Anlaß auch ohne den schützenden Mantel der traditionellen Begrifflichkeit, den ich als Kirchenhistoriker doch eigentlich so liebe, vor dem Forum nicht nur der Gebildeten unter den Verächtern, um einen früheren Friedrichstadt-Pfarrer zu zitieren, elementar, weil – wie es bei Thomas von Aquin heißt – die Wahrheit einfach ist.

Nun ahnen Sie, warum ich heute so gern die Einladung angenommen habe, ein Grußwort zu sprechen: Weil die EZW uns ein Vorbild bei diesem Geschäft sein kann, bei diesem Geschäft unterstützt, uns zu diesem Geschäft herausfordert – in der Kammer, an den Universitäten, in der Kirche. Und dafür ist Ihnen in der EZW herzlich zu danken und für die kommenden fünfzig Jahre Gottes Segen zu wünschen. Ja, um Geistesgegenwart geht es, lieber Herr Kollege Hempelmann – und wir wissen ja noch, um wes' Geistes Gegenwart es da geht. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

»GEWOGEN UND FÜR ZU LEICHT BEFUNDEN. INQUISITION ALS EVALUATION« – JAHRESTAGUNG DES INSTITUTS FÜR FORSCHUNGSMATERIAL UND QUALITÄTSSICHERUNG (IFQ)

Wenn ein Historiker eingeladen wird, über die Vergangenheit von Gegenwärtigkeiten zu sprechen, sagt er natürlich gern zu – warum also nicht einmal über die Vorgeschichte derjenigen Evaluation im Wissenschaftsbereich sprechen, die in den letzten Jahren solchen Aufschwung genommen hat, nicht zuletzt in Berlin? Freilich waren die ersten Erkundungsgänge zur Vorbereitung enttäuschend: *evaluatio* ist kein Wort des antiken oder mittelalterlichen Lateins, *evaleo* heißt »können«, »vermögen«; *evaleso* bedeutet »wieder zu Kräften kommen«; im Grimmschen Deutschen Wörterbuch drängelt sich kein Wörtlein zwischen »Eva« und »Evangelium« und das »Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache« bietet als ersten Beleg eine Formulierung aus dem Jahre 1974, in dem es dazu noch (*horribile dictu*) um die Evaluation eines Kampfflugzeuges durch den Bundesrat geht, der Starfighter wird's nicht gewesen sein, denn gemeint ist in dem Ausriß aus der Neuen Züricher Zeitung der Schweizer Bundesrat.

Wenn es mit einer Vor- und Frühgeschichte des Begriffs nichts ist, bleibt dem kundigen Historiker immer noch der Ausweg, über die Sache zu reden – wer den *linguistic turn* im Unterschied zu manchen Wendehälsen noch nicht ganz verinnerlicht hat, wird vielleicht dem Satz, daß die Grenzen der Sprache doch nicht gänzlich mit denen meiner Welt identisch sind, nicht für leichtfertigen Unsinn halten. Supponieren wir also mindestens für ein Abendessen lang, es habe schon Evaluation vor der Evaluation gegeben. Und orientieren uns zu diesem Zweck an einer netten These eines bekannten Experten für Evaluation, der sein Geschäft – oder präziser: den Gegenstand seiner wissenschaftlichen Reflexion, den er als »die Bewertung und Prüfung von Sachverhalten, Leistungen oder auch von Konformitäten« definiert – in einem geistreichen Aufsatz mit der Inquisition zu verbinden und von ihr zu unterscheiden sucht. Ein nicht eben risikoloses Unterfangen, denn das Image jener kirchlichen Untersuchungen abweichender Lehre, die im Hochmittelalter üblich wurde und durch die europäische Aufklärung in Abgang geriet, kann nicht eben freundlich genannt werden: Gelingt es nicht, die Evaluation unserer Tage mindestens vom allgemeinen Zerrbild der Inquisition abzusetzen, ist mindestens der publizistische Schaden in einer modernen Mediengesellschaft groß.

Zunächst einmal ist Inquisition – übrigens im Unterschied zu »Evaluation« – ein braves lateinisches Wort: *inquisitio* bedeutet »Untersuchung«, nur die hochmittelalterliche Professionalisierung eines in der Kirche stets geübten Prüfungsverfahrens von Theologie. Der Apostel Paulus schreibt an die Thessalonicher: »Prüfet alles, und das Gute behaltet« (5,21), leider im Lateinischen nicht mit den vorhin erwähnten lateinischen Begriffen konstruiert, sondern mit einem anderen, uns auch heute noch wohlvertrauten Ausdruck: *omnia autem probate*. Natürlich hat es guten Grund, daß an dieser Stelle nicht der Imperativ des Verbs *inquirere* oder sonst irgendeine Form von *inquisitio* steht: Der Apostel wollte ja die Gemeinde im nordgriechischen Thessaloniki nicht dazu anhalten, zu einer *audit society* zu mutieren, wie man das unter Ihnen wohl nennt, zu einer Gesellschaft, die das leninistische Motto von der besseren Kontrolle lebt. Das selbstverständliche, alltägliche, pragmatische »prüfen« ist wohl etwas anderes als das technische, methodisch kontrollierte, wissenschaftlich verantwortete »Evaluieren«. Und mindestens die Kraft, beides zu unterscheiden, wünschte man heute manchem Wissenschaftspolitiker, manchem Wissenschaftsmanager, manchem Kollegen im universitätsleitenden Amte.

Nun wurde der Auftrag des Apostels, alles selbstverständlich, gleichsam ohne technisch-methodische Vorbildung allein aufgrund des äußerlichen Eindrucks zu prüfen, nicht erst zu Zeiten des geordneten kirchlichen Inquisitionsverfahrens, also unter Papst Innozenz III. im frühen dreizehnten Jahrhundert als *inquisitio haereticorum* (Ketzerinquisition) bzw. als *inquisitio haereticae pravitatis* (Inquisition ketzerischer Verderbtheit) methodisiert und schon gar nicht erst ab 1542 in der *Sacra Congregatio Romanae et universalis Inquisitionis* (eine Behörde, die, wie wir wissen, bis auf den heutigen Tag, wenn auch in transformierter Gestalt als Glaubenskongregation, existiert und für fast fünf- undzwanzig Jahre durch Josef Ratzinger aus Marktl am Inn geleitet wurde) professionalisiert. Die christliche Theologie hat ein Evaluationsregime im Grunde schon vor der Etablierung eines eigenständigen Standes von Evaluatoren im Hochmittelalter und erst recht vor der Einrichtung einer Evaluationsbehörde in Gestalt des genannten stadtrömischen *Officiums* zu Beginn der frühen Neuzeit etabliert. Ich denke dabei an die Verfahren zur Evaluation von

Theologie auf den großen Reichskonzilien der Spätantike, die – die Parallelen zur Gegenwart sind unübersehbar – eher ein Selbstevaluationsverfahren der Theologenzunft waren, die damals mehrheitlich aus Bischöfen und Mönchen bestand. Man diskutierte auf den Konzilien, also den von den Kaisern einberufenen Bischofsversammlungen, bestimmte Lehrbildungen, formulierte in kleineren Kommissionen Evaluationsbescheide, stimmte in der großen Runde ab und verkündete das Urteil. Die Ausführung des Urteils aber delegierte man von Anfang an weiter, nämlich an die staatlichen Autoritäten. Man darf sich eine solche Selbstevaluation der Wissenschaft weder als unwissenschaftlich noch als ungeordnetes Verfahren reiner Willkür vorstellen. Wie man heute in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung lesen konnte, hat der Erzbischof von Canterbury, Rowan Williams, gezeigt, daß der berühmteste Fall einer Selbstevaluation der Theologie in der Spätantike, der Ausschluß des alexandrinischen Presbyters Arius auf dem ersten Reichskonzil von Nicäa im Jahre 325 n.Chr., genau so, als methodisch kontrollierte Selbstevaluation gedeutet werden muß. Das Reichskonzil prüfte nämlich, ob die besondere – und wie Williams gezeigt hat, unendlich altmodische – Anwendung der zeitgenössischen platonischen Philosophie, für die jener archetypische Häretiker Arius stand, gute Theologie sei. Dazu bediente es sich etablierter Evaluationsverfahren aus der juristischen, näher der gerichtlichen Praxis, verfuhr nach den methodischen Standards der Geschäftsordnung des stadtrömischen Senates und diskutierte über den Stand der platonischen Philosophie. Das Ergebnis kann man ebenfalls mit einem biblischen Vers zusammenfassen: Gewogen und für zu leicht befunden. Der Maßstab, nach dem die Konzilsväter evaluierten, ist nun aber nicht einfach, wie man denken könnte, die »Orthodoxie«, also die einmal geltende christliche Lehre und entsprechende *theologia perennis* (also eine »immerwährende Theologie«) auf der Basis stets gültiger Axiome, sondern, wie der erwähnte Rowan Williams gezeigt hat, ebenso auch eine gewisse Form von Modernitätskompatibilität des zu Evaluierenden.

Arius wiederholte ohne Rücksicht auf seither erfolgte Debatten und Differenzierungen einen Stand der Lehrbildung, der – grob gesagt – rund hundert Jahre alt war, bezog sich auf eine – grob gesagt – rund hundert Jahre alte Stufe

platonischer Philosophie und hatte sich den Debatten der Zeit über den dreieinigen Gott weitestgehend vollständig verweigert. Über Details wurde diskutiert, von Details beispielsweise auch der Lehrentwicklung der platonischen Philosophie verstanden die Bischöfe etwas – entsprechende Texte sind erhalten und werden in Berlin kritisch ediert. Doch zurück zu der bischöflichen Selbstevaluation des Arius: Dessen (wie wir heute sagen würden) unterkomplexe, der Komplexität zeitgenössischer Debatten unangemessene, als reine Repetition vergangener Lehrbildung wiederholte und daher zutiefst unoriginelle Lehrbildung wurde im Rahmen des Selbstevaluationsprozesses der Bischöfe, zu dem dieselben durch die staatliche Autorität angehalten wurden, gewogen und für zu leicht befunden. Und der schlichte griechische Begriff »Hairesis« (meint ursprünglich: »Schule«, »Richtung«, »Partei«, insbesondere »philosophische Schule« oder »Schulrichtung«) entwickelte sich zu einem evaluationstechnischen Terminus: »gewogene und für zu leicht befundene Schule«, Häresie, so wie wir den Ausdruck noch heute verwenden.

Nun sind wir immer noch nicht bei der Inquisition des Hochmittelalters und der frühen Neuzeit angelangt, sondern immer noch im Rahmen der Spätantike verblieben, und Sie warten alle schon auf den Nachschick. Wichtig ist, wenn wir uns die paar Jahrhunderte noch im Geschwindigkeitsschritt vorarbeiten wollen, vor allem die Professionalisierung der Selbstevaluation zur behördlichen Fremdevaluation. In der Spätantike genügte noch die bischöfliche Selbstevaluation – genügte diese sowohl der staatlichen Autorität, die die Bischöfe dazu anhielt zu evaluieren wie denselben, die sich glücklich damit fühlten. Das änderte sich zunehmend im Frühmittelalter. Man kann das als einen Professionalisierungsschub der Evaluation angesichts gesteigerter Komplexität der theologischen Lehrbildung deuten: Wieviel Aristoteles ist der Theologie zuträglich? Wenn man nicht wie die Väter der Wittenberger Reformation, insbesondere Luther selbst, mit der schlichten Antwort »besser gar kein Aristoteles« die Frage im Keim ersticken will, läßt sich ein solcher Evaluationsvorgang nicht mehr mit einer größeren Gruppe von Bischöfen und Mönchen gleichsam im Nebenaufwasch erledigen. Da müssen Profis her, eben jene Domini canes, jene »Hunde des Herren« aus dem Orden des heiligen Dominicus, aus dem ordo praedicatorum eines Albertus Magnus oder Thomas von Aquin. Was diese beruflich

professionalisierte und dann im Kontext von Reformation und Konfessionalisierung behördlich konstituierte Inquisition von den Evaluationsagenturen unserer Tage unterscheidet, hat der verehrte Kollege Hornbostel schon einmal in einem geistreichen Aufsatz expliziert und dabei genau die einschlägige neuere Literatur von Kirchenhistorikern insbesondere aus Münster in Westfalen verwendet, so daß dem Kirchenhistoriker an dieser Stelle nichts nachzutragen oder zu bessern bleibt. Wenn wissenschaftlich im Grunde schon alles gesagt ist, kann man nur noch durch freche, leicht polemische Zuspitzung unterhalten. Und die geht so:

Die Entwicklung von der Selbstevaluation der Bischöfe auf den Konzilien hin zur professionalisierten Evaluation der Inquisition erfuhr bereits von Zeitgenossen heftige Kritik und hat auch heute kein gutes Image, weder in der allgemeinen Öffentlichkeit noch unter Fachleuten. Das liegt nicht nur daran, daß heute für Evaluation verbindliche Werte wie etwa der der Transparenz von Bewertungen und Entscheidungen in der Inquisition – und übrigens auch in ihrer römischen Nachfolgebehörde bis auf den heutigen Tag – eher von untergeordneter Bedeutung waren, nein, das liegt daran, daß die Etablierung einer professionalisierten Evaluation anstelle der wissenschaftlichen Selbstevaluation vermutlich aufgrund von Professionalisierungsschüben unvermeidlich ist, aber stets wohl auch notwendigerweise unerquickliche Nebendynamiken freisetzt, die eine wissenschaftliche community in eine audit society verwandelt. Wenn dann gar noch wie bei den Akkreditierungsagenturen im Bologna-Prozeß die Trennung von Akteuren und Betroffenen unterbleibt und die Gewinnung von Evaluatoren nach zweifelhaften Kriterien erfolgt – achten Sie einmal auf den Anteil von pensionierten und aktiven Universitätspräsidenten in Vorständen von Akkreditierungsagenturen und zählen Sie einmal die Leibnizpreisträger unter den Gutachtern –, dann, noch einmal biblisch gesprochen, haben wir es mit dem Tod im Topf zu tun. Zum guten Schlusse habe ich Ihnen hoffentlich gezeigt, daß man, auch ohne direkte sprachliche Vorbilder oder Vorgänger unserer heutigen Evaluationspraxis in der Vergangenheit zu finden, aus derselben noch etwas lernen kann, und verspreche Ihnen allen hoch und heilig, daß ich ganz gewiß nach dem Ende meines Amtes als Universitätspräsident am 19. Oktober diesen Jahres nicht in eine Evaluationsagentur eintreten werde.

VORTRAG VON GEORGE SOROS »EUROPE IN CRISIS«

Right in the centre of Budapest stands a fabulous little neo-classical palais with a most interesting round-shaped entrance hall. When crossing this entrance hall, one will almost inevitably come across a colleague – a mediaevalist from Princeton for instance, who one assumed to be no longer attending conferences; or even a jurist from one's own home town, who one has not come across for an entire year, in the daily hustle and bustle of the city. And having crossed this very entrance hall – fulfilled by the beautiful wonder of these unexpected encounters – one may continue his or her way through the building towards the restaurant in the upper stories. Here, one may sit down at a table and meet unbelievably intelligent and bright students from all parts of Eastern Europe:

From Romania or Bulgaria, or less familiar and smaller states, such as Moldova, for which one might need a moment or two to precisely locate on a map. With shining eyes and glowing faces, they sit there across the table, and begin their passionate stories of their studies, and before one even knows what has happened, a fascinating conversation about everything and nothing has unravelled.

But by now you may have started to wonder why I have been elaborating on this certain institution in Budapest, when really I should be speaking about George Soros. My answer is quite straight forward and simple. This institution, evidently, is the Central European University in Budapest. And through it, I have in fact been speaking about George Soros. Indeed – were it not for George Soros and his ongoing commitment and dedication, this institution would simply not exist. It is a small but important part of his many, many charitable activities, and one important milestone in the long line of his very commitment and dedication to the opposition of the former Eastern Bloc since the 1970ies, when he was active for the Charta 77 in Prague and the Solidarność in Gdańsk.

To make myself clearer, I might have to add that the reason why I introduced George Soros by mentioning the Central European University is that Soros was born the son of a Jewish Budapest family in 1930, that he survived the German occupation of this marvellous city and that – as the names of the »Open Society Fond« and the »Open Society Institute« he initiated already imply – he based his philosophy on the ideas of the Viennese philosopher Karl Popper whose important book »The Open Society and Its Enemies« is partly founded in the

violent political conflicts in interbellum Vienna. So, in a certain manner of speaking, George Soros' new Open European Society elates from the ruins of the Habsburg Empire.

Soros' life has almost followed the great American Dream, according to which – from rags to riches – the dish-washer becomes a millionaire. Only in his case with a slight modification: a former waiter turns out to become a Wall Street billionaire. Even those amongst us who barely flick through the economy section of German and international newspapers, know George Soros at least since the early 1990ies and are well aware how Soros studied, tested and influenced the global financial markets – always under the paradigm of Popper's Critical rationalism, the paradigm of Falsification.

He gained early insight into the dangers of what he characterizes as market fundamentalism: unregulated individualism and unregulated financial markets – thinking along Popper's lines – can be understood in the same manner as unregulated Utopia – as the »Enemies of the Open Society«.

Here at the Humboldt-Universität, in the centre of the city of Berlin, we too are well aware of »Open Societies and their Enemies«, and could tell many a tale from 200 years of history. What meets the eye are of course the tales of that very 20th century dictatorships you have had to experience in the course of your life: Much as your country of birth, Hungary, the Humboldt Universität was scarred by nationalism, National Socialism and Communism. But if we think along Popper's lines, here at the Humboldt-Universität, the analysis of ill-will preventing an Open Society has to be pursued a little deeper and in more detail: Fichte, Schelling, Hegel – this ambivalent heritage of German idealism has to the same extent shaped the history of this university, as the willingness to sacrifice the values of an Open Society to boundless, unrestricted individualism or abstract collectivism and also the desistance from the sober, almost austere Anglo-Saxon way of always placing a fair compromise above the unrestricted implementation of an Utopia.

The 1920ies Berlin did, if I'm not mistaken, experience a civil war similar to the conflicts in Vienna at the same time, but unfortunately lacked an equivalent to Karl Popper, who – due to his Vienna experience – became a dedicated

advocate of the Open Society and a passionate analyst of its enemies. The more important it is to hear voices at this university, that keep alive Popper's plea for an Open Society and that provide us with deep, substantial analysis – especially in times like these, when an economic crisis leads to helplessness and perplexity even amongst experts and specialists, and to superficial, rash answers amongst laymen. That's why – amidst the celebrations of the 200 year jubilee – we consider ourselves lucky to hear the clear voice of Critical rationalism and of enlightenment, in which also the best traditions of this university are to rooted.

ANTRITTSVORLESUNG VON MARTIN SABROW

Kurz vor dem Wissenschaftskolleg zu Berlin in der Wallotstraße macht die Königsallee eine relativ scharfe Kurve – man ist als Autofahrer allein durch die Verkehrssituation, nicht nur durch das Verkehrsschild, gezwungen, das Tempo zu drosseln, um an der Ecke der Kreuzung zur Erdener und zur Wallot-Straße nicht aus der Kurve zu fliegen. Natürlich wissen alle, die hier und heute im Raum sitzen, daß am frühen Vormittag des 24. Juni 1922 Josef Prozeller, der Chauffeur des Reichsaußenministers Rathenau, wie alle anderen Fahrer in der nämlichen scharfen Kurve mit ihrer unübersichtlichen Kreuzungssituation scharf abbremsen mußte und auf diese Weise den Autos mit den Mördern des Ministers Gelegenheit zum Schießen und zum Werfen der Eierhandgranate gab. Die Detonation hörte im nahegelegenen Grunewald-Gymnasium, das kaum einen Steinwurf von der nun schon mehrfach erwähnten Kurve entfernt liegt, der junge Berliner Schüler Dietrich Bonhoeffer aus der Wangenheimstraße – und wenn er seine Biographie später nicht zu sehr stilisiert hat, löste der politische Mord im liberalen Haus des großen Charité-Ordinarius Karl Bonhoeffer nicht geringe Bestürzung aus, die sich auch dem damals sechzehnjährigen Oberschüler durchaus vermittelte.

Sie ahnen, warum ich so ausführlich von einer Straßenkurve gesprochen habe und dem politischen Mord, den diese Straßenkurve gewissermaßen erst möglich, jedenfalls erst so effektiv möglich machte, daß das Mordopfer sehr kurz nach dem Anschlag, noch auf dem Weg zum Haus, seinen Verletzungen erlag. Darum, weil Martin Sabrow, der heute seine Antrittsvorlesung an der Berliner Humboldt-Universität hält, darüber 1994 seine Dissertation und 1998 ein – wenn man das angesichts der trüben Materie sagen darf – geradezu schwungvolles Fischer-Taschenbüchlein geschrieben hat. Das Exemplar meiner Bibliothek trägt ein Datum aus dem Jahre 2006, ein Zeitpunkt, als ich noch nicht einmal ein volles Jahr als Präsident der Humboldt-Universität wirkte. Heute nach knapp fünf Jahren, kurz vor dem Ende meiner Amtszeit, wird nun feierlich besiegelt, was damals – anlässlich der Widmung des Buches über den Rathenau-Mord, erstmals ausführlicher besprochen und verabredet wurde – die Berufung des Direktors des Potsdamer Zentrums für Zeithistorische For-

schung an die Humboldt-Universität auf eine der berühmten Berliner »Sonder-Professuren«, kurz: »S-Professuren«, in diesem Fall eine Professur für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte.

Es entspräche weder dem Genre einer akademischen Antrittsvorlesung, wenn der Präsident den Professor nun vorstellen würde, noch darf ein Ordinarius für antikes Christentum wagen, die Veröffentlichungen eines Zeithistorikers vorzustellen und damit, ob er will oder nicht, zu bewerten beginnen. Wohl wagen wir Kirchenhistoriker noch etwas, was die sogenannten »Profanhistoriker« längst vermeiden, den Sprung durch die Epochen mindestens im Rahmen der Vorlesungen, aber ich bin mir nicht sicher, ob ein Differenzierungsprozeß der allgemeinen Geschichtswissenschaft bei uns nicht (wieder einmal, um der Wahrheit die Ehre zu geben) verspätet ankommt – mindestens meine jüngeren Kollegen lesen den berühmten Zyklus, der die Geschichte des Christentums vom globalisierten römischen Weltreich in fünf oder sechs Epochenvorlesungen bis nach Berlin-Dahlem verengt, schon nicht mehr vollständig. Also: Ich darf es nicht wagen, Martin Sabrow vorzustellen, zu berichten, wie ihn sein Lebensweg von Kiel und Marburg nach Berlin, an eine Berliner Schule, an das Potsdamer Zentrum, an die Universität Potsdam und schließlich hierher zu uns führte, auf Gastprofessuren in Braunschweig, London und Bologna; vor allem aber nicht wagen, das reiche Panorama der Veröffentlichungen zwischen Jakob Gundling, dem Akademiepräsidenten, der in Bornstaedt bei Potsdam im Weinfäß endete oder jedenfalls geendet haben soll, und der Geschichte der jüngsten Vergangenheit anzublättern, aufzublättern und im Portrait durchzublättern, weil ich mich dann – Sie verzeihen den billigen Kalauer – vor Ihnen allen als Dilettant entblättern könnte. Macht doch die Lektüre der wunderbaren Passagen Fontanes über den armen Gundling aus einem althistorisch arbeitenden Theologen noch keinen Frühneuzeithistoriker und die Herausgeberschaft eines im Druck befindlichen Bandes über die »Erinnerungsorte des Christentums« aus einem Kirchenhistoriker noch keinen Experten für Gedächtnisgeschichte.

So halte ich in meinem präsidialen Grußwort zu dieser Antrittsvorlesung auch nur ganz bescheiden zwei meiner eigenen Eindrücke von Martin Sabrow fest, die ich in den letzten Jahren gewonnen habe. Seitdem ich im Kuratorium

des Potsdamer Zentrums für Zeithistorische Forschung Sitz und Stimme habe, beeindruckt mich insbesondere die Nachwuchsarbeit unseres neuen Professors für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte. Auf der Homepage des ZZF findet sich die höchst eindrucksvolle Phalanx der Nachwuchswissenschaftler, die an dieser Einrichtung ausgebildet werden. Sechszwanzig zählte ich heute morgen beim Versuch, schlaftrunken eine Homepage auszuwerten. Ein Doktorandenkolloquium, dazu Doktorandenforum und Doktorandenkolleg werden offeriert und wenn ich recht sehe, eine Fülle von Tagungen und Konferenzen dazu, einige auch hier in der Humboldt-Universität: Den Kommunismus erzählen, diesen Titel habe ich mir gemerkt, weil er eine der vielen Interessen von Sabrow trifft: Wie wird Zeitgeschichte erzählt, nach welchen Gesichtspunkten und vor allem auf welcher Basis.

Und damit bin ich bei einem zweiten Eindruck: Erinnerungen. Ich habe, ich darf es heute abend ehrlich gestehen, immer mit großem Unwillen die Versuche zur Kenntnis genommen, im Rahmen der sogenannten Gedächtnisgeschichte Begriffe und Paradigmen zu bilden und hegemonial im Diskurs zur Geltung zu bringen – das sind dann die Momente, in denen ich den unendlich mißbrauchten und unverstandenen Humboldt-Formeln wie »Einsamkeit und Freiheit« doch einen unmittelbaren Sinn abgewinnen kann: Bitte Einsamkeit angesichts der Tausenden Bücher und Broschüren zum Thema, Freiheit von diesem Paradigma und nicht schon wieder ein »Speichergedächtnis« und so weiter und so fort, zumal der Altkirchenhistoriker bescheiden darauf hinweist, daß der nordafrikanische Kirchenvater Augustinus im Grunde in seiner herausragend präzisen Analyse des Gedächtnisses in den »Bekenntnissen« alles eigentlich schon in recht schlichter Terminologie beschrieben hat. Aus meiner Müdigkeit in Sachen Gedächtnisgeschichte hat mich Martin Sabrow aufzuwecken vermocht, in einer Podiumsdiskussion, in der er mit einer der Protagonistinnen dieser Richtung höchst kritisch umging und präzise analysierte, wo die Probleme lagen, dann aber auch in einer Podiumsdiskussion zu Beginn dieses Semesters über seinen Sammelband »Erinnerungsorte der DDR«: Hellsichtig, präzise und materialreich analysierte er die Formen der Erinnerung und des Gedächtnisses, fern jeder bloßen Mode eines Forschungsparadigmas.

Und so wünschen wir uns doch die Zeitgeschichte. Ich werde mich hüten, jetzt als Präsident der Humboldt-Universität über die jüngste Vergangenheit im Osten dieses Landes öffentlich zu sprechen, weil ich dann die Diskussion über meinen Nachfolger öffentlich kommentieren müßte – aber es ist ja deutlich, daß insbesondere die Zeitgeschichte ein Höchstmaß an methodischer Sensibilität und historiographischer Präzision braucht, um es etwas flapsig zu sagen: Spätantike ist weniger umstritten, da die meisten Protagonisten eben schon gestorben sind und der Konflikt zwischen Selbst- und Fremddeutung nicht mehr auf dem Forum der Zeitgenossen oder, wie man bei Ihnen fachspezifischer sagt, der Zeitzeugen ausgetragen werden muß. Es hängt eben mindestens genauso viel davon ab, wie man über Vergangenheit nachträglich redet, wie vom Verhalten in eben dieser Vergangenheit. Und der Untiefen, in die man stürzen kann, sind viele, für die Zeitgenossen wie für die Zeithistoriker, aber wem sage ich das. Martin Sabrow reflektiert über sorgsames Reden in der Zeitgeschichte, er hält, indem er darüber reflektiert, auch uns dazu an, die wir als Zeithistoriker dann und wann dilettieren, und er setzt Maßstäbe bei der Nachwuchsausbildung und – fast schäme ich mich, dies zu sagen in der allgemeinen Euphorie der Tonnage-Ideologie an deutschen Universitäten – auch Maßstäbe bei der Drittmittelinwerbung. Da lag es – to cut a long story short – nahe, ihn für diese Universität zu gewinnen und die Fäden zwischen unserem herausragenden Historischen Institut und seinem feinen Zentrum für Zeithistorische Forschung noch enger zu knüpfen. Mich erfüllt es mit großer Befriedigung, daß heute feierlich bekräftigt wird, was wir 2006 überlegten. Namens der Humboldt-Universität heiße ich Sie, lieber Herr Sabrow, nochmals und feierlich hier Unter den Linden willkommen.

24. JAHRGANG DES INTERNATIONALEN PARLAMENTS-STIPENDIUMS (IPS) DES DEUTSCHEN BUNDESTAGES

Zu den schönsten Erinnerungen meiner im Oktober endenden fünfjährigen Amtszeit als Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin gehört eine Auswahlreise im Rahmen des Internationalen Parlaments-Stipendiums in die Vereinigten Staaten. Jene Reise nach New York und San Francisco gehört nun nicht deswegen zu meinen schönsten Erinnerungen, weil die beiden Metropolen für viele Zeitgenossen zu den schönsten Städten der Welt (nach Berlin natürlich) gehören oder weil die Verwaltung dieses Hohen Hauses die Reise perfekt organisiert hat, so wie man es sich überhaupt nur wünschen kann, nein – diese Reise gehört zu meinen schönsten Erinnerungen, weil sie – wie das ganze Parlaments-Stipendium – geeignet ist, Vertrauen in eine parlamentarische Demokratie mit Parteien zu stabilisieren oder gar neu zu erwecken, wenn es denn dabei ist, kümmerlich zu werden. Die Stipendiaten dieses zu Ende gehenden vierundzwanzigsten Jahres werden es ebenso gespürt haben wie es die Damen und Herren Abgeordneten wissen und meine Kolleginnen und Kollegen an den Universitäten analysieren: Die in Deutschland vielleicht besonders große Distanz der Intellektuellen zu dem, was man dann despektierlich »Parteienstaat« nennt, war nie klein und ist gegenwärtig vielleicht besonders groß. Einen Tag nach einer Wahl – aber was heißt da schon: einer Wahl – im Hohen Hause muß ich darüber nun wirklich nicht viele Worte machen. Die typisch deutsche Halbdistanz zu dem (wenn ich das in Form eines Zitates so despektierlich sagen darf) »Fußvolk«, das sich im politischen Alltag aufreißt und die hierzulande nicht sehr beliebten Kompromisse in mühsamen Konsensgesprächen aushandelt, ist gegenwärtig wieder sehr deutlich spürbar, sie charakterisiert den deutschen Intellektuellen weit mehr als seine französische *contrepartie* oder den englischen *counterpart*. Das Internationale Parlaments-Stipendium ist dazu geeignet, diese – wie die Geschichte unseres Landes zeigt – nicht ungefährliche, aber eben weit verbreitete Haltung zu korrigieren; ich sage das als ein Universitätspräsident, der in fünf Jahren unter der spezifischen Politisierung dieses Amtes in Berlin mehr als einmal gelitten hat, sie für falsch hält und auch keiner politischen Partei angehört. Aber das Parlaments-Stipendium korrigiert und kuriert, und das ist der Grund, warum ich meine Reise in so besonders angenehmer Erinnerung habe. Denn diese Reise demonstrierte mir die heitere

Seite einer gemeinsamen, interfraktionellen Zusammenarbeit in diesem hohen Hause, die ich bislang nur aus den großen Sternstunden unseres Parlamentes kannte – ich denke beispielsweise an die erste Stammzelldebatte oder die Debatte um den Hauptstadttumzug von Bonn nach Berlin, als der Fraktionszwang aufgehoben war und von den Abgeordneten ebenso tief bewegte wie bewegende Reden vorgetragen wurden. Eine heitere, reiselustige Seite dieser gemeinsamen Verantwortung für das Gemeinwohl, von zeit- und kräftezehrendem Engagement in einem politischen Amt, erlebt man bei den Auswahlreisen des Internationalen Parlaments-Stipendiums, lieber Herr Börnsen, den ich stellvertretend für viele Abgeordnete nennen darf. Und man erlebt herausragend vorbereitete Bewerber, die dokumentieren, daß politisches Engagement wie Interesse und wissenschaftliche Leidenschaft nicht auseinanderfallen müssen, begreift, daß Kenntnisse des deutschen politischen Systems wesentlich weiter verbreitet sind, als wir nach der Lektüre beispielsweise einer amerikanischen Tageszeitung befürchten müssen.

Es wäre, verehrter Herr Bundestagspräsident, wunderschön, wenn diese beglückenden Erfahrungen mit unserem politischen System, die die auswählenden etablierten Akademiker ebenso wie die ausgewählten Nachwuchsakademiker machen, noch stärker in die gebildete Öffentlichkeit diffundieren würden – wir als Humboldt-Universität sind im zweihundertsten Jahr unseres Bestehens auf die öffentlichen Plätze Berlins mit Vorlesungen und Veranstaltungen gegangen, überlegen, dies auch im zweihunderteinsten Jahr fortzusetzen und müssen dann auch das Internationale Parlaments-Stipendium unbedingt in diese Präsentation vor der allgemeinen Öffentlichkeit einbeziehen, am besten mit den Abgeordneten, die dazugehören wie die Studierenden. Denn ich weiß ja aus persönlicher Erfahrung, daß viele Studierende nicht nur selbstverständlicher Teil der Arbeit eines Abgeordnetenbüros sind (also beispielsweise die aufgeregten Beschwerden der alltagspraktischen Variante der Parteienverdrossenheit zu bearbeiten haben), sondern trotz aller Terminprobleme auch den homo politicus kennenlernen dürfen, der in dem gestreßten Politiker steckt, der sie da beschäftigt. Gestern hörte ich eine Antrittsvorlesung eines Zeitgeschichtlers, der behauptete, die großen Visionen seien unseren Politikern aufgrund der allgemei-

nen Beschleunigung und des Zeitmangels abhanden gekommen. Ich halte das für eine gewagte These, jedenfalls für eine einseitige. Visionen durchzuhalten und zu entwickeln, ist aufgrund der Komplexität von Welt, der »neuen Unübersichtlichkeit«, wie Habermas einmal schön gesagt hat, eben schwieriger geworden als unter den übersichtlichen Verhältnissen vergangener Zeiten. Und manches ist gleich geblieben: In Erlangen hält der Intercity, weil der Reichstagsabgeordnete Hermann Stratmann sich einstens für einen Schnellzughalt in seinem Wahlkreis einsetzte – ich weiß dies, weil Stratmann wie ich Theologieprofessor war, und man kann diese Tatsache einerseits als Teil eines nicht unproblematischen Lobbyismus in der parlamentarischen Demokratie deuten, andererseits aber auch als frühes Beispiel von Regionalförderung, also als Wahrnehmung gesamtstaatlicher Verantwortung in einem Einzelfall.

Die deutschen Universitäten sind, um einen letzten Gedanken anzuschließen, teilweise noch unerträglich deutsch. Das unterscheidet sie von dem heiteren, selbstverständlichen Grad an Internationalisierung, den beispielsweise die Universität Oxford schon zu Gründungszeiten im Mittelalter besaß und mittlerweile auch wieder erreicht hat, seitdem selbst den traditionsreichen Lehrstuhl für englische Literatur eine Italienerin bekleidet. In Deutschland wird eine akademische Position bis heute meist noch in einer deutschen Wochenzeitung ausgeschrieben und ein ausländischer Bewerber zuallererst darauf hin geprüft, ob er denn auch gut deutsch spricht. Ich habe, liebe Stipendiaten, gelernt, daß die 114 Stipendiaten dieses Jahres aus 27 Ländern stammen von Albanien bis eben zu den Vereinigten Staaten. Sie sind, wenn ich das so sagen darf, die Schwalben einer energischeren Internationalisierung deutscher Universitäten, Schwalben, die hoffentlich den unmittelbar bevorstehenden Frühling ankündigen, angesichts der großen Parolen von der Reform der Bologna-Reform, die man landauf, landab hört, darf man ja mal hoffen, und vor unserer Universität steht ja immerhin auch der Weltreisende Alexander von Humboldt, der sich überall mehr zu Hause fühlte als in seiner Geburts- und Heimatstadt Berlin.

Ihre Zeit geht zu Ende, liebe Stipendiaten, meine bald auch. Uns bleiben die wunderschönen Erinnerungen an die Zeit, die da zu Ende geht, Erinnerun-

gen an beglückende Stunden im und am deutschen Parlament. Es ist, wie ich eingangs sagte, für das politische System nicht nur hierzulande, sondern vermutlich in einer Fülle Ihrer Heimatländer wichtig, diese Erinnerungen nicht zu schnell zu vergessen, sondern fleißig davon zu erzählen. Heute ist aber zuallererst zu danken, den Abgeordneten, die auswählen und ins politische Leben einführen, der Bundestagsverwaltung, die nicht nur die Reisen so wunderbar organisiert, den Kolleginnen und Kollegen, die das akademische Programm durchführen, das natürlich neben der politischen Arbeit den Kern des Stipendiums bildet. Am Schluß »Danke« zu sagen, ist ein feiner Schluß – allzumal, wenn der Dank ganz frei vom Verdacht ist, ritualisiert zu sein. In diesem Sinne ein ganz, ganz herzliches Dankeschön!

VERLEGUNG VON 20 STOLPERSTEINEN VOR DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT

Zu den bewegendsten Ereignissen meiner knapp fünfjährigen Amtszeit gehört die Verleihung von Ehrendokortiteln an zwei jüdische Studierende, die entweder gar nicht an unserer Universität studieren durften oder aber Hals über Kopf Berlin und seine Universität verlassen mußten, um Leib und Leben zu retten. Der eine ist wohl bekannt, ein großer Journalist und Literaturkritiker vor dem Herrn, der andere wird mindestens von Freunden der Literatur gekannt; jüngst widmete ihm ein Verlag noch einmal eine schöne, zweibändige Gesamtausgabe. Und weil sie beide so schöne, so unterschiedliche und doch in manchem vergleichbare Texte geschrieben haben, seien beider Namen genannt und nicht nur angespielt: Marcel Reich-Ranicki und Hans Keilson. Hier hatte die Universität, hier hatte ihr Präsident das große, das unverdiente, das bewegende Glück, Menschen noch die Hand schütteln zu können und ins Angesicht die Worte zu sagen, die an unserer Universität lange nicht über die Lippen kamen: Wir schämen uns. Wir bitten um Entschuldigung. Wir wollen nicht vergessen, sondern aus der Desastergeschichte unserer Universität im zwanzigsten Jahrhundert lernen.

Aber es gehört zu dieser Desastergeschichte, daß wir uns bei vielen Betroffenen nicht mehr entschuldigen können, ihnen niemals mehr die Hand drücken dürfen, weil unsere Vorfahren das Desaster mit deutscher Gründlichkeit geplant und flächendeckend durchgeführt haben, auch mit Hilfe von Professoren dieser Universität – wenn es um diese Desaster geht, will plötzlich kaum jemand Rechtsnachfolger der alten Friedrich-Wilhelms-Universität sein – bei den Nobelpreisträgern ist das schon anders. Wir stellen uns dieser Geschichte und erinnern an die, bei denen wir nicht mehr um Entschuldigung bitten können und auch nicht mehr nachholen können, was die entartete Wissenschaft versäumt hat. Insofern danke ich für die wunderbare Initiative, Biographien von einstigen, ermordeten Studierenden zu recherchieren und ihnen einen Gedenkstein zu legen, über den wir stolpern und uns so erinnern, auch wenn wir eigentlich verdrängen wollten.

HIER LERNT

MARTIN
HAMMERSCHMIDT

JG. 1895

DEPORTIERT 4.8.1943
ERMORDET IN
AUSCHWITZ

HIER LERNT

CÄCILE SPINER

JG. 1903

DEPORTIERT 28.10.1941

1907

ERMORDET

1943

Jahr für Jahr führt die Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« eine ganze Schar Studierender aus Deutschland, Israel, Österreich, Polen und Ungarn an die Humboldt-Universität, Jahr um Jahr entstehen spannende Projekte aus den Begegnungen in diesem Jahr. Das diesjährige Projekt ist besonders bemerkenswert, und mir bleibt nur noch, ganz herzlich zu danken. Das Zeichen war überfällig und es hilft uns, die noch liegengebliebenen Aufgaben, die uns die Geschichte dieses Hauses eigentlich in jeder Sekunde vor die Füße legt, beherzt anzupacken. Es gibt noch mehr Biographien, die erinnert werden sollten, und noch viele Gelegenheiten für Stolpersteine.

Vivant sequentes, wie unsere Universitätsgründer gesagt hätten.

VERLEIHUNG DER EHRESENATORENWÜRDE AN KLAUS-DIETER LEHMANN

Was soll man als Präsident sagen, wenn im Raum so viele sitzen, die längst nahezu alles über den zu Ehrenden wissen, in jedem Falle mehr als man selbst? Was soll man sagen, wenn aus kundigem Munde eine gewiß wohlinformierte Laudatio des zu Lobenden folgen wird? Was kann noch überboten werden, wenn unter uns der Meister des laudatorischen Alphabetes sitzt, der schon mehrfach zu vergleichbaren Anlässen gesprochen hat – und wie er gesprochen hat! Bis repetitio non placet, die mehrfache Wiederholung mag für die Universität im allgemeinen typisch sein, für ihre Gremiensitzungen, für langweilige Kongresse, aber doch hoffentlich nicht für unsere Universität, und sterbenslangweilig ist sie obendrein.

Nun stellt sich meine einleitende Frage im Kern ja bei jedem vergleichbaren Anlaß – mindestens einer weiß immer besser über sich Bescheid: der zu Lobende selbst, und seine Ehefrau weiß meist noch einen kleinen Grad besser über den Ehemann Bescheid als dieser selbst, und so schrecklich ist die repetitio, die Wiederholung, auch nicht immer: In einer Gesellschaft, die wenig Dankbarkeit kennt (und die Universität ist oft noch einmal undankbarer als die sie umgebende Gesellschaft), kann das Lob für gute Taten ruhig mehrfach gesagt werden. Das Gefühl non placet, es gefällt nicht, im Blick auf die Wiederholung von Lob ist nämlich oft genug gar nicht ein Ausfluß ungebremsten Unterhaltungswillens, dem die Sucht nach Neuem (lateinisch: curiositas) eigen ist, sondern ein Zeichen wenig verhüllten Neides. Und der gehört bekanntlich als invidia in jeden mittelalterlichen Katalog der Todsünden; solche zu begehen sollten wir heute abend tunlichst vermeiden und also fröhlich repetieren, was anderswo möglicherweise schon gesagt wurde und vielleicht heute auch noch gesagt wird.

Wir sind zusammengekommen, um Klaus-Dieter Lehmann die Würde eines Senators ehrenhalber zu verleihen. Jedem beliebigen Lateinlexikon kann man entnehmen, daß mindestens etymologisch das Wort Senator irgendwie mit Senex zusammenhängt, mithin das Erreichen des sechzigsten Lebensjahres und eine gewisse Reife Voraussetzung für die nämliche Würde ist, wenn man nicht dem großen Cicero folgen möchte, der schon »unser Alter« (und das meint: den Zeitraum ab dem vierzigsten Lebensjahr) für einen genügenden

Ausweis einer Senioratswürde hält. Sind diese Voraussetzungen erfüllt? Ich stelle fest, daß Klaus-Dieter Lehmann nach 27 Jahren im Amte der Leitung verschiedener Bibliotheken, acht Jahren Präsidentschaft der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, mehreren Jahren der Präsidentschaft des Goethe-Institutes und diversen Dekaden (rechnet man überschlägig zusammen) an Mitgliedschaft im Kuratorium der Bertelsmann-Stiftung, im Stiftungsrat des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, im Verwaltungsrat des Germanischen Nationalmuseums und nicht zuletzt als Honorarprofessor der Humboldt-Universität und während zweier Amtsperioden im Kuratorium dieser alma mater vierzig Berufsjahre kumulativ ganz gewiß und auch sechzig mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit erfüllt hat. Es kann auch gar kein Zweifel daran sein, daß er sich in diversen schwierigen Kürzungs- und Zusammenlegungsprozessen, die wir ja alle nur zu gut kennen und nicht nochmals mit all ihren Schwierigkeiten entfalten müssen, Reife und Gelassenheit erworben hat (wenn er sie nicht längst besaß), mithin alle Kriterien eines Senators erfüllt.

Prüfen wir mit einem kurzen Blick auf das antike Beispiel, was wir tun, wenn wir Klaus-Dieter Lehmann die Würde eines Senators ehrenhalber verleihen: Der römische Senat wurde ursprünglich aus Patriziern frei vom König gewählt – wir halten das hier an der Humboldt-Universität in gewisser Weise analog: Der Präsident wählt frei jene gereiften, erprobten Patrizier, von denen er sich guten Rat erwartet (und das ist eigentlich auch das Einzige, was sein mit wenig Macht ausgestattetes Amt mit dem eines Königs verbindet). Aber natürlich überwiegen die Differenzen zwischen dem alten Rom und dem neuen Berlin nach der Wiedervereinigung; wir haben nicht 300, 900 und schließlich 600 Senatoren wie in der römischen Republik und unter Caesar oder Augustus, sondern etwa 25 Berufssenatorinnen und –senatoren im Akademischen Senat dieser Universität, gerade frisch gewählt, und lediglich zwei Ehrensensatoren, Reimar Lüst und nun eben Klaus-Dieter Lehmann, und diese Zahl soll klein bleiben, damit die Ehre eine Ehre bleibt und nicht zum Automatismus verkommt. Römische Senatoren hatten reservierte Plätze; auch das können wir an der Humboldt-Universität garantieren, lieber Herr Lehmann, wenn Sie uns die Ehre des Besuchs erweisen, seit den Renovierungen unserer beiden großen

Säle im Hauptgebäude und in diesem schönen Haus sogar auf einem Niveau, das Patrizier nicht beleidigt – denn eine patrizische Noblesse haben Sie ohne Zweifel, lieber Herr Lehmann, und zu den Notablen des Landes gehören Sie auch. In der Festschrift zu Ihrem fünfundsechzigsten Geburtstag findet sich sogar – *horribile dictu* – ein Artikel unter dem Titel: »Der patriarchalische Klaus-Dieter Lehmann«, aber blättert man ihn auf, entpuppt er sich als bezaubernde Zeichnung, die den Präsidenten der Stiftung mit sechs berühmten Architekten im Arm recht lebensnah portraitiert. Doch weiter im Geschichtsbuch: Römische Senatoren trugen einen Purpurstreifen; das ist inzwischen abgängig und nur noch im Süden der Republik üblich, wenn die ehrwürdige bayerische Akademie der Wissenschaften Jahr um Jahr in den Herkules-Saal einzieht. Römische Senatoren haben aber vor allem Einfluß auf die Außenpolitik genommen, bestellten Gesandte, empfangen wohl auch solche – und dies ist nun ganz gewiß gleich geblieben, damals wie heute: Die schöne Festschrift des Goethe-Institutes zu Ihrem Geburtstag macht deutlich, wie sehr jenes Goethe-Institut Außenpolitik betreibt, jene Kultur- und Wissenschaftsaußenpolitik, die besonders wichtig wird, wenn das zuständige Ministerium dort nicht oder nicht mehr seinen Schwerpunkt setzt, aus welchen Gründen auch immer.

In der erwähnten Festschrift schrieb mein verehrter Vorgänger, Jürgen Mlynek, einen Beitrag unter dem Titel »Klaus-Dieter Lehmann und die Humboldt-Universität«. Den könnte ich jetzt natürlich wiederholen (meint: variieren, nicht plagiiere!), ergänzen, fortschreiben und mit eigenen Farbtupfern gleichsam nachkolorieren. Der zu Lobende würde es genießen, die unter uns sitzenden Herausgebenden hoffentlich goutieren – aber möglicherweise würden sie sich auch alle gräßlich langweilen, wenn erneut erzählt würde, wie ein leicht vermufftes Institut durchlüftet, eine Reformuniversität im Herzen des Landes reformiert, das große Projekt am Schloßplatz gemeinsam mit Horst Bredekamp und dann auch Jürgen Brünig auf den Weg gebracht wurde. Doch wie sagte ich so schön: *bis repetitio non placet*, und nicht nur Mlyneks Beitrag bleibt lesenswert in dem Band »Wissenschaft und Kultur in Bibliotheken, Museen und Archiven« unter dem republikanischen Preußenadler der zwanziger Jahre.

Mit der Reform der Reformuniversität sind wir so wenig an ein Ende gekommen wie mit dem Humboldt-Forum. Wie es mit beidem weitergeht, ist des Schweißes der Edlen, der Senatoren wie der Berliner Altpäsidenten wert. Macht deutlich: Lieber Herr Lehmann, wir können da und dort auf Ihren Rat nicht verzichten. Es mag ja eigennützig sein, wenn man zum Dank für guten Rat in der Vergangenheit nun offiziell zum Ratgeber inthronisiert wird, zum Senator ehrenhalber, lebenslänglich Humboldt-Universität, nicht mit der üblichen Verfallsdauer einer Wahlperiode akademischer Gremien – aber wir können nicht anders und brauchen Sie hier in Berlin-Mitte, lieber Herr Lehmann und so ist unser Dank Ihre Verpflichtung. Das ist jetzt kein ins Deutsche transferierter Satz aus alten Römertagen, sondern ein ganz und gar unbescheidener Ausweis der Dankbarkeit, den wir alle hier an der Universität Ihnen schulden und ich allzumal, lieber, verehrter Senator ehrenhalber.



HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Deutsche
Forschungsgemeinschaft

**Jahresversammlung
2010**

JAHRESVERSAMMLUNG 2010 DER DEUTSCHEN FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT (DFG)

Mindestens in einem Jubiläumsjahr, wie es meine gastgebende Humboldt-Universität seit Oktober 2009 in Erinnerung an die Gründung der Berliner Universität vor zweihundert Jahren feiert –, könnte einem schnell deutlich werden, wie sehr wir in der Wissenschaft im Grunde auf den Schultern unserer Väter und Mütter stehen – oder, um den gern nur angespielten platonisierenden Scholastiker Bernhard von Chartres doch einmal vollständig und in seiner Originalsprache zu zitieren: *nos esse quasi nanos gigantum umeris insidentes*, »wir seien gleichsam Zwerge, die auf den Schultern von Riesen sitzen«, wie es im *Metalogicus* des gleichfalls in Chartres wirkenden Johannes von Salisbury heißt (III 4,46-50). Das könnte in einem Jubiläumsjahr deutlich werden, wird aber oft nicht deutlich, weil wir nur allzuoft die Vergangenheit der deutschen Wissenschaft monumentalisieren, in einem schlechten Sinne musealisieren und daher zu Gespensterkämpfen neigen. Und in den Gespensterkämpfen scheint sich dann der mittelalterliche Satz umzudrehen: Auf unseren Schultern schleppen wir die Zwerge aus längst vergangenen Zeiten umher.

Ich expliziere meine – zugegeben, leicht polemisch zugespitzte – Beobachtung zunächst einmal nicht, wie man denken könnte, an Humboldt, sondern an einem anderen Riesen dieser Universität. Generationen von Historikern haben sich an Leopold von Rankes Diktum »blos zeigen, wie es eigentlich gewesen« abgearbeitet. Und haben es für ein Zeichen eines mehr oder weniger quellenpositivistischen, hermeneutisch naiven Historismus genommen. Gespenster für einen Gespensterkampf lassen sich eben leicht konstruieren. Nur wenige Kritiker Rankes scheinen aber die nicht einmal zweihundert Seiten der »Geschichten der romanischen und germanischen Völker« (in erster Auflage 1824 erschienen) zur Hand genommen zu haben und den nämlichen Satz im Kontext studiert zu haben: »So hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will blos zeigen, wie es eigentlich gewesen«, heißt es da im Original, eine kaum verhohlene, tief ironische Polemik gegen einen anderen Granden dieses Hauses Unter den Linden, genauer: gegen die Geschichtskonstruktionen der Hegel-Schule, die der damals in Frankfurt/Oder lehrende Gymnasialprofessor als »hohes Amt« titulierte, als feierlichen Gottesdienst Hegelscher Philosophie, aber eben nicht als präzise, an den Quellen orientierte

Geschichtsschreibung. Die ebenso feine wie tiefe Ironie Rankes ist leider nicht vielen aufgefallen, unter die wenigen zählt ein weiterer großer Wissenschaftler dieser Universität, der Kirchenhistoriker und Wissenschaftsorganisator Adolf von Harnack, auf den entscheidende Anregungen für die Gründung der heutigen Max-Planck-Gesellschaft vor fast genau hundert Jahren zurückgehen.

Wie gesagt: Gespenster für einen Gespensterkampf lassen sich eben leicht konstruieren, und Riesen der Vergangenheit kann man leicht auf Zwerge maß stutzen. Und das gilt natürlich auch für den armen Wilhelm von Humboldt, der nicht nur vor dieser Universität in Marmor gehauen als Denkmal steht. Was er vor zweihundert Jahren in ebenso klugen wie knappen Gutachten für seinen König kondensierte, war natürlich ein Kondensat – genauer: aus Göttinger Aufklärung und Berliner Romantik, eine Reaktion auf Königsberger Wissenschaftsphilosophie und Jenenser Frühromantik, um nur ein paar Fäden anzudeuten, die in meisterlicher Weise vom zeitweilig als Kultusminister amtierenden Universalgelehrten aus Tegel gebündelt wurden. Im akademischen Alltag unserer Tage gerinnt das dichte Kondensat Wilhelm von Humboldts zu blassen, pseudo-humboldtschen Formeln wie der allerberühmtesten von der »Einheit von Forschung und Lehre«, die in Wahrheit aus der Epoche der entstehenden Massenuniversität im zwanzigsten Jahrhundert stammt. Und diese pseudo-humboldtschen Formeln sind dann die Waffen im Kampf der Parteien, die sich im medialen Zeitalter möglichst öffentlichkeitswirksam die Trivialitäten um die Ohren hauen: »Humboldt ist tot« oder »Humboldt lebt« – beides ist, wie Sie mir sicher sofort zugestehen werden, gleichzeitig ebenso wahr wie falsch, gerade so wie die Feuerbachthese unseres gescheiterten Studenten der Rechtswissenschaft aus der Eingangshalle dieser Universität. Ich habe über diese Zusammenhänge jüngst veröffentlicht und will Sie im Rahmen eines Grußwortes auch nicht mit Details behelligen – aber doch wenigstens meiner Sorge Ausdruck verleihen, daß wir unter den erheblichen Herausforderungen des Alltags, einer dramatischen Finanzkrise und einer deutlichen Zunahme kompetitiver Elemente im Wissenschaftsalltag das freie Nachdenken über die Universität vergessen oder jedenfalls zu kurz kommen lassen: das Nachdenken darüber, was wir an einer Universität eigentlich lehren wollen, was an einer

Universität alle Absolventen unbeschadet ihrer disziplinären Qualifikationen können müssen, welche neuen Wissenschaftsfelder wir hier schleunigst einführen sollten, um dabei endlich einmal nicht mehr mindestens zehn Jahre hinter anderen Ländern hinterherzuhinken.

Bei der Ankündigung der vorangegangenen Staffel des Exzellenzwettbewerbs hieß das, um an eine Formulierung des Vorgängers von Dorothee Dzwonnek zu erinnern, »frei malen« – und schon deswegen, weil er nach langen Jahren des Stolperns im Gängelband staatlicher Bevormundung und aggressiver Kürzungsorgien den Hochschulen solches freie Malen erlaubte, ist der Exzellenzwettbewerb nur zu begrüßen und den Verantwortlichen der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Wissenschaftsrates herzlich dafür zu danken, daß erneut alle verfügbaren Räume des Bürogebäudes in der Bonner Kennedyallee mit Tausenden von Antragsskizzen gefüllt werden können. Es ist aber auch kein Zeichen der Undankbarkeit gegenüber der Politik, verehrte Frau Bundesministerin, wenn man den Dank für die vielen zusätzlichen Mittel mit der besorgten Bitte um nachhaltige Finanzierung kombiniert – Haufen von Personal, die als auslaufendes Cluster auf eine arme Universität zurückfallen, bringen eine solche Universität aus dem Gleichgewicht, Scharen von Personal eines weitgehend ausfinanzierten Clusters mobilisieren eine ganze Universität, ja eine ganze Region; ich weiß, wovon ich spreche, aus den Randstunden meines präsidentalen Tages im Berliner altertumswissenschaftlichen Exzellenzcluster »Topoi«. Und, wenn ich es schon wage, einer klugen Forschungspolitikern öffentlich Ratschläge zu geben: Wie wäre es mit einer entschlossenen, finanziell gut unterlegten Initiative, die es erlaubt, die kleinen Fächer zu stärken, sie so zu bündeln, wie kluge Arbeitsgruppen in den letzten Jahren vorgeschlagen haben, beispielsweise die Wissenschafts- und Wissensgeschichte, die wir für ein wirklich tiefes Nachdenken über die Universität unbedingt brauchen und von der wir deutlich mehr und das an mehr Standorten brauchen als lediglich das in Berlin in den letzten Jahren entstandene gemeinsame Zentrum der drei Universitäten und des einschlägigen Max-Planck-Institutes?

Wenn man auf die Riesen der Vergangenheit schaut, kann man sich ziemlich klein fühlen, selbst wenn es Scheinriesen sind oder kleine, häßliche Gno-

me mit schier unvorstellbarer Zerstörungskraft – wie die Geschichte der Berliner Universität im vergangenen Jahrhundert zeigt; mein Kollege Hubert Wolf wird über jenes schreckliche Schicksalsjahr 1933 sprechen, in dem sich die Friedrich-Wilhelms-Universität den Hals brach. Man kann sich angesichts einer solchen Geschichte von höchsten Höhen und tiefsten Tiefen ganz klein fühlen. Man kann aber auch ganz bescheiden versuchen, aus dieser Geschichte zu lernen, mindestens zu lernen, wo die Meßlatte für exzellente Forschung wie Lehre hängt, auch heute immer noch hängt, und versuchen, im Alltag nicht ständig darunter durchzulaufen. Denn die deutsche Universität ist weder im Kern verrotten (das wäre sozusagen eine unnötige Selbstverzwergung der deutschen Universität) noch, wie ein früherer Professor für Orientalistik dieser Universität vor rund achtzig Jahren formulierte, im Kern gesund zu nennen (dann würden wir uns selbst zu Riesen ausrufen) – sondern sie steht, wie ja auch die vielgeschmähten Rankings zeigen, überwiegend an der Spitze des Mittelfeldes, stellenweise am äußersten Rand der Spitzengruppe. Überwiegend, stellenweise – es kommt darauf an, sich nicht, wie die berühmte These im Foyer unserer Universität empfiehlt, in eine unsinnige Alternative zwischen Analyse und Veränderung treiben zu lassen und die Schritte in die richtige Richtung gemeinsam zu tun. In den letzten Jahren ist viel in dieser Richtung geschehen, dafür ist den Verantwortlichen sehr herzlich zu danken, liebe Frau Schavan, lieber Herr Kleiner, lieber Herr Strohschneider, und schon deswegen ist es eine Freude, Sie hier erneut und ganz herzlich zu begrüßen, aber auch alle die anderen, die die Mitglieder der Deutschen Forschungsgemeinschaft repräsentieren und unsere Gäste allzumal. Vielen Dank für Ihre Geduld.

DRITTES HUMBOLDT-STREITGESPRÄCH »WER DARF STUDIEREN? DIE ZUKUNFT DES STUDIUMS«

Wenn Menschen an das Ende einer Amtszeit kommen, werden sie bisweilen resigniert oder zynisch, bisweilen aber auch einfach frech und ein wenig selbstkritisch. Soweit ich das drei Monate vor dem Ende meiner Amtszeit beurteilen kann, werde ich frech (oder vielleicht besser: bleibe ich frech) und selbstkritisch dazu. Ich beginne mit einigen Frechheiten: »Wer darf studieren?« – die deutsche Wissenschafts- und Hochschulpolitik hat sich entideologisiert in den letzten Jahren, dramatisch entideologisiert, Gott sei Dank. Zwei Beispiele: Vor einigen Tagen unterhielt ich mich mit dem hochschulpolitischen Experten der Bundestagsfraktion der Grünen – und der forderte mehr Wettbewerb zwischen Hochschulen und mehr wettbewerbliche Elemente innerhalb einer Hochschule. Daß seine Partei eigentlich einmal angetreten war, unter dem Stichwort »Kritik der Ökonomisierung des Bildungswesens« die schrankenlose Einführung des Wettbewerbs, die überhastete Etablierung einer angeblich leistungsgerechten Mittelvergabe beispielsweise durch absurde bibliometrische Verfahren in den Geisteswissenschaften (getreu der Parole der antiken Volksmedizin: Viel hilft viel) zu bekämpfen: Schwamm drüber. Ein weiteres Beispiel: Nicht alle von Sozialdemokraten erarbeiteten und verabschiedeten Hochschulgesetze dieses Landes mag man für klassisch sozialdemokratisch geprägt halten, weil auch sie die Idee einer Modellierung einer Hochschule nach dem Vorbild eines Wirtschaftsunternehmens ein gutes Stück rezipiert haben – aber die baden-württembergische Idee, den Rektor der Universität Heidelberg mit dem Titel »Vorstandsvorsitzender der Universität Heidelberg« auszurüsten (das Hochschulgesetz bot jedenfalls, als ich in Heidelberg Professor war, diese Möglichkeit), möchte man eigentlich auch nicht klassisch konservativ nennen. Die zwei Beispiele reichen: Entideologisierung der Parteien allerorten und eben auch in der Bildungs- und Hochschulpolitik, dem schönen alten Kampffeld der Ideologen, es reicht ja, den Namen des Bundeslandes Hessen auszusprechen. Doch halt, ein kleines gallisches Dorf leistet Widerstand – und unser Thema ist ein schönes Beispiel. Denn mir scheint (und erst jetzt werde ich wirklich frech), daß das Thema »Wer darf studieren?« einer der letzten großen ideologischen Reservatbereiche ist. Nicht in allen Dimensionen. Daß hierzulande zu wenig Kinder aus Migrantenfamilien studieren, zu wenig Kinder aus sozialen Brenn-



punkten, zu wenig Kinder aus Unterschichten, geht selbst dem strengsten Konservativen inzwischen mühelos und ohne spürbares Zögern über die Lippen. Eine breite Koalition von rechts bis links will, daß mehr junge Leute studieren, und denkt dabei nicht nur an Bürgertumskinder. Die böse Frage, ob man diese zusätzlichen Studienplätze endlich auch einmal mit den Betreuungsrelationen finanzieren möchte, die in vielen anderen europäischen Ländern üblich sind, oder ob man die hierzulande übliche unterkritische Finanzierung der meisten Studienplätze wieder einmal als gigantischen politischen Erfolg feiert, deute ich einmal nur zart an. Soweit geht auch bei unserem Thema der neue, entideologisierte Konsens dieser Bildungsrepublik.

Aber wehe, wehe, Sie stellen einmal die schüchterne Frage nach Eingangsprüfungen ins Studium. Oder wagen zaghaft darauf hinzuweisen, daß mit einer Übergangsquote von hundert Prozent vom Bachelor in den Master die Bologna-Reform komplett ruiniert ist. Dann ist der alte ideologische Diskurs dieses Landes plötzlich wieder da, Parolen werden skandiert und Argumente sind rar – ein wenig ist es wie beim Thema Studiengebühren: Alle Argumente sind längst ausgetauscht, und wir könnten sie uns in Form laminierter DIN A 5-Zettel zustellen und statt dessen Kaffee trinken gehen. Wieder nur diese zwei Beispiele: Als ich gerade einmal ein halbes Jahr im Amt war, entwickelten Studierende und Lehrende der Chemie einen Studieneingangstest, weil die Menge derer, die, ungeeignet für dieses Studium, mit ihm begannen und dann verzweifelt abbrechen, niemand im nämlichen Institut kalt ließ. Nun könnte man natürlich fragen, ob die Phase vor dem ersten Semester der rechte Zeitpunkt für einen solchen Test ist oder nicht besser das Ende dieses ersten Semesters, und genauso sicher könnte man fragen, ob der Test selbst seinen Zweck erfüllt und eine gewisse Prognosesicherheit im Blick auf Studienerfolg erlaubt – und es gibt bekanntlich wissenschaftliche Einrichtungen in diesem Land, die sich auf Testforschung und die Überprüfung solcher Tests spezialisiert haben. So wurde aber 2006 an dieser Universität nicht diskutiert. Den einen schien die heilige Kuh des freien Zugangs zu einem freien Studium bedroht, und sie begriffen gar nicht, daß elendiglich in der Chemie scheitern ein sehr abstraktes und auch ein wenig unmenschliches Modell von Freiheit ist (wenn ich pole-

misch sein wollte: das Modell, das dem Räuberkapitalismus des neunzehnten Jahrhunderts zugrunde lag), die anderen empfanden das in unserem Berliner Hochschulgesetz ausgedrückte Verbot solcher Prüfungen als den Gipfel staatlicher Bevormundung. Der Rest der Geschichte ist mindestens den Angehörigen dieser Universität bekannt und muß auch nicht noch einmal erzählt werden. Wirklich frech ist meine Diagnose, daß da alte ideologische Schlachten geschlagen werden, eigentlich auch nicht. Bleibt das zweite Beispiel: Der Übergang vom Bachelor in den Master, jüngst beim Studierendenstreik eine der zentralen Forderungen der Streikenden. Wie die Übergangsquoten überhaupt an der Universität auch dies ein hochideologisches Schlachtfeld. Denn da spielen wieder die abstrakten Freiheitsmodelle eine Rolle, die ohne Rücksicht auf Begabungsprofile von Studierenden und also rücksichtslos postuliert werden, ganz egal, ob es nun Sinn macht, einen hohen Prozentsatz der Bevölkerung wirklich zehn Semester durch ein Fachstudium zu ziehen oder ob es nicht wirklich sinnvoller ist, an dieser Stelle noch einmal einen Schnitt zwischen dem angestrebten Berufsprofil und seinen spezifischen Voraussetzungen einerseits und der individuellen Begabung andererseits zu machen.

Aber wenn man nüchtern und unideologisch über solche Fragen reden wollte, dann müßte man ja wenigstens kurz einmal an die großen Tabuthemen der deutschen Universität rühren: Wie geht das eigentlich zusammen, Massenuniversität und Elitebildung? Hier beginnt nun der zweite Teil meiner Begrüßung, überschrieben mit: Selbstkritik. Genau die eben zitierte Frage stellte mir ganz zu Beginn meiner Amtszeit eine kluge Journalistentruppe. Ich stotterte damals – das sei dem Theologen verziehen – etwas von Schleiermacher, davon, daß der große Berliner Theologe die Mittelmäßigen und die Besten gern zusammen an der Universität bilden wollte, weil weder schon eindeutig klar ist, wer eigentlich Mittelmaß bleiben wird und wer nur Spätentwickler ist, noch die Elite fern jeder Verantwortung für die Gesellschaft im Elysium leben darf. Aber wie geht das konkret? Schnellläuferklassen wie an den Schulen? Das, was man im Wissenschaftsenglisch unserer Tage »fast track« nennt, also den Schnellzug vom Bachelor zur Promotion? Selbstkritisch möchte ich bemerken, daß wir das alles nur auf dem Papier haben, auf Papieren von mir selbst und Kollegen.

Wenn man wissen will, wie man den Spagat zwischen disziplinärer und allgemeiner Bildung in einem *studium generale* konkret schließt, muß man nach Lüneburg schauen: bei dem Kollegen Spoun ist Praxis, worüber wir nur theoretisieren. Und Gleiches gilt für den fast track: Auch da muß ich selbstkritisch bemerken, daß andere weiter sind. Das – ich verwende jetzt sehr bewußt das altertümelnde Wort des neunzehnten Jahrhunderts – »Mittelmaß« und die »Elite« (auch da verwende ich bewußt den Ausdruck, den die unvergessene Frau Bulmahn wieder zurückziehen mußte gleich zu Beginn ihrer gleichfalls unvergessenen Kampagne »Brain up«) ins rechte Verhältnis zu setzen, ist an deutschen Hochschulen bisher nur sehr ansatzweise gelungen und doch des Schweißes der Edlen durchaus wert.

In Berlin ist der ideologische Charakter der Bildungsdebatten vielleicht sogar noch einmal höher als anderswo; man schlägt sich in dieser Stadt auch gern einmal eine Bratpfanne auf den Kopf und klagt über mangelnde Transparenz und Kommunikation, wenn einem in Wahrheit das Konzept nicht paßt, das der andere verfolgt. Liebe Gäste: Geben Sie uns doch einmal ein Beispiel einer pragmatischen, nüchternen Diskussion, ohne Ideologie, aber dafür mit vielen Argumenten, vor allem mit neuen, solchen, die noch nicht auf den laminierten DIN A 5-Zetteln stehen, die wir dringend brauchen. Dann werden wir auch nicht Kaffee trinken gehen, sondern Ihnen gespannt zuhören, und mit dieser unausrottbaren Hoffnung begrüße ich Sie alle sehr herzlich und meinen ebenso verehrten wie geschätzten Kollegen Bernhard Lorentz von der Mercator-Stiftung besonders herzlich.





ABSCHIEDSVORLESUNG VON HEINZ SCHILLING

Jetzt werden das gleich wieder alle sagen und haben es zum Teil schon gesagt: Großes Theater um große Verdienste. Ob das dem reformierten Christenmenschen aus dem bergisch-märkischen Raum wirklich gefällt? Und ob das Auditorium bei solchen Temperaturen von der mehrfachen Wiederholung wirklich entzückt ist? Bis *repetitio non placet*, hieß das an der alten Universität, mit der Heinz Schilling nicht nur durch seine Forschung verbunden ist. Also: Ich werde nicht mit viel Tremolo in der Stimme den Abschied von Heinz Schilling beklagen, ich werde nicht noch einmal erzählen, was diese Universität und ihr Institut für Geschichtswissenschaften dem munteren, ironischen, streitbaren und so grundgelehrten Frühneuzeithistoriker verdankt. Ich werde nicht noch einmal erzählen, wie schwierig der Anfang war und welcher Augiasstall zum Teil ausgeräumt werden mußte von der Gründergeneration der erneuerten Humboldt-Universität. Und ich werde nicht erzählen, wie der Dekan Schilling eine philosophische Fakultät formte, die – ja so müßte ich dann ja in die Harfe greifen – ihresgleichen suchte. Und erst recht werde ich nicht erzählen, welche Widerstände zu überwinden waren. Das werden Sie heute alles nicht von mir hören.

Und ich verzichte auch – wer bin ich denn – auf eine Würdigung der Schriften, die Heinz Schilling hier trotz der ungeheueren Mengen an Sitzungen und Verwaltungsarbeit, Berufungskommissionen und Planungsrunden in Berlin zustandegebracht hat, nein, denn das muß ich nicht erwähnen, denn es gibt inzwischen ja nicht einmal mehr einen abgelegenen Kirchenhistoriker, der noch nichts von der Konfessionalisierung gehört hat und dieses Leitparadigma der Frühneuezeitforschung mit bravem Blick auf einschlägige Schilling-Opera in seinen Lehrveranstaltungen zugrundelegt, der nicht Schillings vergleichende Studien zu Luther, Loyola und Calvin (um auf den Titel der Antrittsvorlesung anzuspielen) beeindruckt studiert und seine jüngsten Studien zu den Konfessionsauseinandersetzungen dankbar benutzt hat. Nein, so einen Kollegen kann ich mir gar nicht vorstellen, selbst die Althistoriker und sogar die Altkirchenhistoriker nutzen inzwischen Schilling, und so muß ich auch von dieser Dimension seines Oeuvres heute nicht ausführlich reden.

Ich muß auch gar nicht vom Menschen Heinz Schilling reden, von dieser wunderbaren Mischung aus sachlicher Strenge, gelegentlicher Härte, wenn es

um schlechte Wissenschaft, absurde Thesen und akademisches Mißmanagement geht, die kombiniert ist mit einer wunderbaren Freundlichkeit und Menschlichkeit, ja Wärme im Umgang – das wissen Sie alles viel besser als ich – von unseren Gesprächen am Rande, am Eßtisch, am Sitzungstisch der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die – wie ich ja schon einmal erzählte – in Heinz Schillings Personalakte nur als Problem auftaucht: Wer zahlt, wenn das neugewählte Akademiemitglied auf dem Weg vom Prachtboulevard Unter den Linden in die Jägerstraße am Gendarmenmarkt »verunfallt«, ist das Dienstzeit oder privates Vergnügen? Der Präsident Meyer stoppt den hanebüchenen Verwaltungsschriftwechsel zu dieser Frage, und man muß nachträglich froh darüber sein, daß ihn der Betroffene bisher nicht vollumfänglich zur Kenntnis nehmen mußte. Ob man da seine zugewandte, menschenfreundliche, warme Seite kennengelernt hätte, wäre mit Fug und Recht zu bezweifeln, und jeder würde es verstehen.

Nun wissen Sie, worüber ich heute nicht sprechen will, weil alle darüber sprechen. Und ahnen, daß mir der rhetorische Mißgriff unterlaufen ist, viel zu lange darüber zu reden, worüber ich nicht reden will – oder sollte das gar kein zufälliger rhetorischer Mißgriff gewesen sein, der mir da unterlaufen ist? Wie auch immer. Nun wollen Sie ungeachtet großer Hitze doch vielleicht noch wissen, worüber ich eigentlich reden wollte, wenn Sie schon seit längerem wissen, worüber ich nicht reden will. Ich möchte eigentlich darüber reden, daß wir dankenswerterweise eigentlich gar keinen Abschied feiern. Denn 2017 ist, wenn Sie dem evangelischen Kirchenhistoriker diese Bemerkung gestatten, ein Jubiläum eines akademischen Aktes, der Anheftung von einer ziemlichen Menge an Thesen. Ich habe nie mit Heinz Schilling darüber geredet, wie er über die Versuche eines von uns beiden geschätzten Kollegen denkt, dieses Ereignis aus dem Kalender zu streichen und dem armen Melanchthon, der auf seinen Bildern immer schon so akademisch, dürr und vergeistigt aussieht, nun auch noch schlechte Erinnerung des zerstreuten Professors zu unterstellen. Aber wie auch immer: 2017 wird gefeiert. Und spätestens dann liegt Heinz Schillings Lutherbuch vor. Und weil ich mich bannig – wie man in Norddeutschland sagt – auf dieses Buch freue, finde ich, daß heute eigentlich gar

kein Abschied gefeiert werden müßte. Denn ich freue mich nicht nur auf dieses Buch, das – so hoffe ich doch – wie einstens Heiko Augustinus Obermans »Mensch zwischen Gott und Teufel« diverse Fachgebiete durchlüften wird und den Staub der Luther-Orthodoxie vertreiben wird. Um die theologische Kompetenz muß man sich nicht sorgen, seit die hohe Theologische Fakultät zu Göttingen, die für ihre Orthodoxie im ganzen Land bekannt ist, dem Kollegen Schilling theologische Bildung honoris causa bestätigt hat. Also mindestens einen Luther und hoffentlich, lieber Herr Schilling, noch viel mehr. Und bitte von allem Sonderdrucke.

Weil ich mich darauf freue, wünsche ich Ihnen dazu zuallererst die nötige Gesundheit, den Humor, die Geduld, die geneigte Leserschaft, gelegentlich auch eine Stiftung, die mal eine Hilfskraft zahlt oder gar eine Universitätsleitung, die auch ihre Emeriti wertschätzt, Räume und Unterstützung bereithält. Ich wünsche, daß Sie heute nur vom Unangenehmen im Amt des Universitätslehrers und Professors Abschied nehmen müssen, aber bei all' dem bleiben dürfen, was Spaß und Vergnügen daran macht. Wenn dem so wäre, dann sollten wir nicht traurig zum Abschied blicken, sondern ganz munter und fröhlich auf das Neue: Sie haben es geschafft, lieber Herr Schilling: Nie mehr langweilige Gremiensitzungen, nie mehr Streit um drei Stunden Hilfskraftmittel. Nein, nur noch nette und kluge Schülerinnen und Schüler, die kluge Dinge schreiben – und Sie selbst, von dem wir noch so viel erwarten. Gottes reichen Segen dafür. Und, nun wiederhole ich mich zum Schluß doch noch einmal und ganz ohne Scheu: Tausend, tausend Dank für alles aus den letzten Jahren und Jahrzehnten. Sie haben sich um unsere Universität verdient gemacht. So schlicht und so doch so viel. Tausend Dank!

ERÖFFNUNG DES 65. GENERAL MEETING OF THE STUDIORUM NOVI TESTAMENTI SOCIETAS (SNTS)

Recently I was wondering when I first heard of the Studiorum Novi Testamenti Societas. Inevitably, I remembered the years I spent in Tübingen, where I studied and worked with Gerd Jeremias and Martin Hengel – at that time still a Patristic Scholar and a Historian of Ancient Christianity-to-be. Of those years, I most vividly recollect discussing Martin Hengel's memorable 1993 Chicago Presidential Address which was – at the suggestion of Dieter Betz – entitled »Aufgaben der neutestamentlichen Wissenschaft« (i.e. agenda for New Testament scholarship) and which was published shortly afterwards, in 1994, in *New Testament Studies*. Hengel opened his speech by comparing the sources on New Testament with those on church history – i.e. the roughly 680 pages strong Nestle-Aland with the 378 volumes of the Migne, the 100 volumes of the Weimar edition of Martin Luther's works and the *Corpus Reformatorum*. To this he added »dazu zahllose andere Quellen« (321) [»furthermore countless other sources«], for instance, the Greek and Latin inscriptions, the corpora of the church fathers and of physicians edited by the Academy of Sciences here in Berlin.

Hengel then continued his speech remarking that well into the 1960ies – at least in Germany – most New Testament scholars simultaneously were Patristic scholars. And to illustrate his point he mentioned the names of the scholars in question: Dobschütz, Hilgenfeld, Overbeck, Zahn – and not to forget the Berliners amongst them: Aland, Deissmann, Harnack und Lietzmann (325f.).

He presented very similar findings with regard to Anglo-Saxon scholars, who worked on the Apostolic Fathers, presenting a rich and valuable source of information for scholars up to this day. Within the context of my (academic) discipline – I would just like to point out one member of the »Cambridge triumvirate«, i.e. Fenton J.A. Hort and his work on the *Stromateis* by Clement of Alexandria or his »Six Lectures on the Ante-Nicene Fathers«, delivered in 1895.

Of course I am aware – as was Hengel in 1993 – that times have changed: Hort was, as a relevant publication puts it, also an »accomplished botanist«, and by 1922 Lietzmann had written and released his »Anleitung zur Himmelsbeobachtung mit kleinen Fernrohren« (Instructions on how to study the sky with small telescopes). Hengel used to speak of the »perniziöse Spezialisierung« (pernicious specialisation) of all academic disciplines which in present-day aca-

demia hardly encourages such trans-disciplinary digressions any longer. In his 1993 Chicago Presidential Address the Tübingen scholar suggested that – especially in Germany and especially at the end of the 20th century – the range of topics of New Testament scholarship in the course of this »pernicious specialisation« had constantly been narrowed down to merely the New Testament. He thus called upon New Testament scholars: »Not limitation but extension has to be our aim«, and argued in favour of an extension of the thematic range of Patristics into the third century A.D.: »Die Konkurrenz zwischen den Disziplinen kann hier nur heilsam sein. Sie ‚belebt das Geschäft‘«.

Now, I do not want to reel off all of the numerous New Testament scholars that have followed Hengel's call in the years since 1993 – after all, the Mohr-Siebeck publishing house, greatly valued by all of us, will shortly present a new journal initiated by a former student of Hengel's, who closely follows the suggested direction of Presidential Address.

It is of great importance to me though, dear colleagues, to welcome you not only in the name of the Humboldt-Universität zu Berlin as its president, but to add a small footnote to the remarks of my greatly valued teacher Hengel: Certainly, competition stimulates business, and the so called Apostolic Fathers Irenaeus, Clement, Tertullian, Hippolytus und Origenes have left immensely complex works that deserve all the students they can get. But competition can also obstruct or even destroy business. And wouldn't it be a foolish idea to »cut off« the long third century rather abruptly after Origenes and Cyprian – when really it only comes to an end with the first two decades of the fourth century?

In order not to get in severe trouble studying the second century (and the same holds true for parts of the third), New Testament scholarship needs to cooperate with Classics and Patristic Studies, which just happen to be the disciplines specialising in the history, literature and archaeology of ancient Christianity. Christian, Jewish and pagan antiquity can only be studied with combined efforts and with combined strength – i.e. inter-disciplinarily in the best sense of the word. Territorial claims of disciplines, afraid of losing their subject-matter (and purpose) are not particularly helpful – even if one fully understands such reactions.

Far be it from me to bother you with indirect advertising for Berlin, but you will – later, after the welcome reception, when below the Pergamon-Altar you walk into Theodor-Wiegand-hall with a drink in your hand – come across the screening of a film on the Berlin Excellence cluster »Topoi. The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilisations«. In my humble opinion, this Excellence cluster combines the strength and the efforts of New Testament scholars, Patristic scholars, and Classics scholars of distinct and various provenances masterly, just like they are combined masterly in many places from which you have travelled to Berlin. In the preface to his series of lectures on the »Ante Nicene Fathers« Fenton Hort demonstrates, why it certainly is worthwhile for New Testament scholars to occupy themselves with the church fathers or Origines.

And while Hengel in 1993 in good old German tradition offered elaborate reasons and spoke of the »ersten Auslegern unser Schriftensammlung«, the »Hauptzeugen für die Konsolidierung des Kanons im kirchlichen Gebrauch« (329f.), Hort, with a little British understatement, writes that in early texts such as these one finds »a peculiar freshness«, and adds »If we read their words with an open and teachable mind, we shall often find there abundant help and instruction« (2). Maybe the truth, ladies and gentlemen, lies somewhere between Hengel and Hort – and probably, to some degree, both are right.

I hope that during your stay here in Berlin and during this conference you will encounter plenty of traces of the fruitful inter-disciplinary atmosphere in which antiquity is studied in this city, I hope that you will – where we are not yet as interdisciplinary as we might and should be – help and inspire us with examples of good practise from your home countries and cities, and most of all, I do hope that you will feel welcome and well taken care of at this university and in this city of Berlin. I wish you – as president of this university as well as Patristic scholar – a wonderful, exciting and stimulating conference!

»WAS WIRD UNTER LIFE SCIENCES VERSTANDEN? WAS SOLLTEN WIR DARUNTER VERSTEHEN?«

TAGUNG DER BERLIN-BRANDENBURGISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
»LEBEN 3.0 UND DIE ZUKUNFT DER EVOLUTION«

Als ich vor nunmehr fast genau fünf Jahren wenige Meter von dieser Hörsaalruine entfernt im großen Hörsaal des Instituts für Pathologie meine Berliner Antrittsvorlesung als Ordinarius für antikes Christentum unter dem Titel »Ist Theologie eine Lebenswissenschaft?« hielt, konnte man auf der Homepage der Deutschen Forschungsgemeinschaft folgende Definition lesen: »Die Lebenswissenschaften vereinen alle modernen und traditionellen wissenschaftlichen Disziplinen, die der Erforschung des Lebens gewidmet sind. Dies umfaßt die Biologie, Medizin, Veterinärmedizin, Agrar- und Forstwissenschaften und ihre angrenzenden Gebiete. Diese Wissenschaften sind von einem hohen Maß an Spezialisierung wie auch interdisziplinärer Verknüpfung geprägt, was die Komplexität des Phänomens ‚Leben‘ reflektiert«. Heute, nach mindestens einem vollständigen site relaunch der ganzen Homepage der Deutschen Forschungsgemeinschaft, kann man diese Zeilen immer noch lesen, übrigens an ziemlich prominenter Stelle – mit diesen seit fünf Jahren unrevidierten Sätzen stellt sich eine von vier Fachgruppen unserer größten nationalen Förderorganisation vor; die Lebenswissenschaften stehen im Aufbau der DFG gleichberechtigt neben den Geistes- und Sozialwissenschaften, den Naturwissenschaften und Ingenieurwissenschaften. Auch wenn der Begriff »Lebenswissenschaften« für die betreffende Fachgruppe aus Agrarwissenschaften, Biologie und Medizin vermutlich erst Mitte der achtziger Jahre aufgekommen ist – interessanterweise wußten selbst ein langjähriger Generalsekretär und der noch langjährigere Leiter des Planungsreferates der Deutschen Forschungsgemeinschaft keine präzisere Auskunft zu geben –, ist die Zusammenstellung der drei Fachgebiete in der Förderorganisation schon wesentlich älter, genauer: Sie ist seit der Einführung der Fachgruppen in den späten sechziger Jahren so üblich. Die Fachgruppe hieß allerdings in den ersten beiden Jahrzehnten ihres Bestehens »Biologie-Medizin«, Agrarwissenschaft wurde im Titel unterschlagen. Interessanterweise wurden die vier Fachgruppen – und damit die Verbindung der früher vollkommen autarken Referate auf dem Gebiet der Agrarwissenschaften, Biologie und Medizin zur nämlichen Fachgruppe »Biologie-Medizin« – unter dem Forstwissenschaftler Julius Speer (1905-1984) eingeführt, der von 1964 bis 1973 als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft amtierte und die

Neuordnung der Fachgruppen mit Hilfe einer anthroposophisch orientierten Beratungsagentur ins Werk setzte. Ob das Gerücht zutrifft, daß die – mindestens aus dem Blickwinkel des geisteswissenschaftlichen Laien – für die späten sechziger Jahre etwas ungewöhnliche, aber zugleich auch sehr zukunftsweisende Separation der Biologie von den Naturwissenschaften auf die Tatsache zurückgeht, daß die Fachgebiete Chemie und Physik im Rahmen des großen bundesrepublikanischen Universitätsausbaus der sechziger Jahre bereits gleichsam salviert waren und der Ausbau insbesondere der Molekularbiologie in den siebziger Jahren nur durch namhafte Drittmittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft und anderer Drittmittelgeber möglich war, mithin die enge Verbindung von Biologie und Medizin der von Speer nachhaltig, wenn nicht sogar erstmals propagierten Idee der Schwerpunktforschung dienen sollte, wäre noch einmal von kompetenteren Kollegen, als ich es bin, zu untersuchen. Jedenfalls zeigt der Blick auf die Institutionengeschichte einer Förderorganisation, die sich unter der Präsidentschaft Speers zur größten Fördereinrichtung des Landes entwickelte und insofern eine gewisse Repräsentativität beanspruchen darf, daß die enge Verbindung von Biologie und Medizin deutlich älter ist als ihre – am englischen Wortgebrauch »Life Sciences« orientierte – Bezeichnung als »Lebenswissenschaften. Wir werden auf diesen Befund noch einmal am Schluß unseres kleinen Vortrags zurückkommen.

Was wird aber unter »Life Sciences«, was wird unter »Lebenswissenschaften« abseits der Homepage der Deutschen Forschungsgemeinschaft verstanden? Ich habe mich vor fünf Jahren in meiner Berliner Antrittsvorlesung bemüht, etwas Licht in das Dunkel der Begriffsgeschichte zu bringen und eine Geschichte des Verständnisses des Begriffs Lebenswissenschaft wenigstens in nuce zu entfalten – und muß gleich um Verständnis dafür bitten, daß es mir aufgrund anderer Beschäftigungen in den vergangenen fünf Jahren nicht wirklich gelungen ist, meine vorläufigen Beobachtungen mit weiterer solider begriffsgeschichtlicher Arbeit zu unterlegen, zu bestätigen oder zu revidieren, wie es sich für den Umgang mit Programmen aus Antrittsvorlesungen eigentlich gehören würde. Schon die schlichte Frage, wieso nicht dieselben Remigranten, die den erneuten Siegeszug der Molekularbiologie im Nachkriegs-

deutschland seit den sechziger Jahren zu verantworten haben , auch den Begriff »Life Sciences« in Deutschland wieder popularisierten, sondern warum dies erst deutlich später, in den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, passierte, kann ich im Augenblick nicht wirklich beantworten. Ich denke, um dies kurz zu präzisieren, bei meiner Frage bei dem Stichwort »Remigranten« (in den Bahnen einer vorzüglichen Zusammenfassung Hans-Jörg Rheinbergers) zunächst einmal an die führenden Wissenschaftler der Max-Planck-Institute für (ich vereinfache die komplexe Titelgeschichte geringfügig) Virusforschung in Tübingen, für Biochemie in München und für Molekulare Genetik in Berlin, an eine Gruppe von jungen Forschern, die sich nach der Promotion für einige Jahre an den neuen Zentren in den USA und in England aufgehalten hatte (beispielsweise an Alfred Gierer in Tübingen, Heinz-Günter Wittmann in Tübingen und Berlin, Friedrich Cramer an der Technischen Universität in Darmstadt sowie Heinrich Matthaei zunächst in Tübingen und dann in Göttingen). Auch, wenn es bislang aufgrund mangelnder Forschung nur eine These bleiben kann: Vermutlich haben alle diese Remigranten schon deswegen nicht von Lebenswissenschaft gesprochen, weil man sich noch gut daran erinnerte, daß es sich bei diesem Begriff um einen eher von Außenseitern und Randfiguren verwendeten Modeterminus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg handelte, der sich als Schlüsselbegriff einer boomenden Wissenschaft in Nachkriegszeiten nun wirklich nicht empfahl und durch die als ambivalent empfundene Verwendung des Ausdrucks »Leben« seit dem ersten Weltkrieg zusätzlich kontaminiert war. Einige wenige Belege für diese These, die – wie gesagt – noch der ausführlicheren Entfaltung harrt: Wenn ich recht sehe, gebrauchte als erster neuzeitlicher Gelehrter im deutschen Sprachraum der schon von Lichtenberg schrecklich verhöhnte und heute eher vergessene Göttinger Popularphilosoph und Kulturhistoriker Christoph Meiners (1747-1810) den Begriff »Lebenswissenschaft« als Übersetzung des ursprünglich griechischen Wortes »Ethik«; vermutlich verwendete Meiners diese an antiken Vorbildern orientierte Übersetzung deswegen, weil er sich in schroffer Absetzung von Kant wie Fichte um eine Phänomenologie des gelebten Lebens bemühte und dies schon terminologisch signalisieren wollte . In den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhun-

derts wurde der Begriff »Lebenswissenschaft« in der Biologie, der Germanistik und der Volkskunde zunehmend häufiger verwendet, wieder aber eher von Außenseitern des zeitgenössischen Wissenschaftsbetriebs. In meiner Antrittsvorlesung von 2005 bin ich ausführlicher auf den seinerzeitigen Prager Germanisten Herbert Cysarz (1896-1985) und den in Wien (unter anderem bei Moritz Schlick) ausgebildeten Biologen Ludwig von Bertalanffy (1901-1972) eingegangen, die unter dem Stichwort »Lebenswissenschaft, etwas zugespitzt formuliert, ihre jeweils eigene Disziplin, also die Literaturwissenschaft und die theoretische Biologie, als neue Über- und Leitwissenschaft zu imponieren gedachten, als quasi transdisziplinären Ort einer in Details ziemlichen thetischen Synthese zwischen Geistes- und Naturwissenschaften – Hubert Markl hat einmal den ebenso schönen wie schrecklichen Begriff »biotheologische Übertreibungen« geprägt, für solche Entwürfe paßt er. Wie einschlägige Indizes der Korpuslinguistik zeigen, entwickelten sich der unübersetzte englische Begriff »life sciences« und das entsprechende deutsche Lehnwort »Lebenswissenschaften« in unserem Sprachraum vermutlich wegen dieser problematischen Vorgeschichte erst seit Mitte der achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts zu einem allgemein gebräuchlichen Schlüsselbegriff; unsere eingangs vorgetragenen Beobachtungen zur Institutionengeschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft bestätigen solche begriffsgeschichtlichen Hypothesen.

Was ist aus solchen begriffs- und institutionengeschichtlichen Beobachtungen und Hypothesen aber für die Fragestellung unserer Tagung zu gewinnen? Zunächst einmal, daß man sich angesichts der problematischen Vorgeschichte des Begriffs »Lebenswissenschaft« ganz besonders vor jeder Einseitigkeit im Verständnis des Terminus wie der Wissenschaften, die er zusammenfassend bezeichnet, hüten muß und ebenso vor unausgegorenen transdisziplinären Synthesen. Vor Einseitigkeiten können schon die disziplinären Eigeninteressen der jeweils anderen Seite bewahren: Jeden einigermaßen leidenschaftlichen Geisteswissenschaftler schmerzt es, wenn unter »Lebenswissenschaft« ganz pointiert nur die Trias von Agrarwissenschaft, Biologie und Medizin verstanden wird und dann gar noch Jahr um Jahr auf einer viel besuchten Homepage behauptet wird, diese drei Fächer würden »alle modernen

und traditionellen wissenschaftlichen Disziplinen, die der Erforschung des Lebens gewidmet sind«, vereinen – so formuliert, wie bereits zitiert, der einführende Text der entsprechenden Fachgruppe der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Selbstverständlich können Historiker, Philosophen und Theologen, Rechtswissenschaftler, Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler, wenn sie den Bezug ihrer jeweiligen Wissenschaft auf das gelebte Leben ernst nehmen, einer solchen rhetorischen Selbstermächtigung einer Disziplinengruppe als der für das Leben alleinzuständigen niemals zustimmen, erst recht nicht, wenn sie nicht nur auf einer Homepage einer Förderorganisation auftreten sollte, sondern zugleich auch in deren Förderhandeln sanktioniert werden würde. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Ich glaube nicht, daß das Förderhandeln der Deutschen Forschungsgemeinschaft irgendeinen Grund für solche Verdächtigungen hergibt und würde eine einzelne Seite auf einer Homepage auch nicht überbewerten. Auf der anderen Seite gibt es angesichts der erheblichen Risiken für Mensch, Gesellschaft und Umwelt, die durch das akzellerierende Tempo biomedizinischer Forschung, insbesondere in der synthetischen Biologie, am Horizont erscheinen oder längst die Landschaft zu prägen beginnen (ich erwähne hier nur das Thema der Eugenik), gute Gründe für eine sprachliche Sensibilität im Umgang mit dem Begriff »Lebenswissenschaft« und eine kritische Abwehr schon der rhetorischen Anmaßungen oder Gedankenlosigkeiten von Disziplinen oder Disziplinengruppen, vor allem, um Schlimmeres auf der höheren Ebene der eigentlichen Forschung schon im Ansatz zu verhindern. Denn es geht hier ja in Wahrheit gar nicht um geisteswissenschaftliche Empfindlichkeiten, sondern um die gegenwärtig besonders drängende Notwendigkeit, naturalisierende Engführungen im Lebensbegriff und damit bei der Erforschung des Lebens zu vermeiden (wie ich mit Bezug auf eine Terminologie von Jürgen Mittelstraß formulieren möchte). Naturalisierende Engführung, also die Behauptung exklusiver Erkenntniskompetenz über das Leben durch eine einzige Disziplin oder durch eine Gruppe von Disziplinen wie die Trias aus Agrarwissenschaft, Biologie und Medizin wäre jenes Schlimmere auf höherer Ebene, dem man begrifflich keinen Vorschub leisten sollte. Die strikte Notwendigkeit, solche Engführung zu vermeiden, kann man sich

auf einer schlichten, pragmatischen Ebene leicht klarmachen: Ungeheuer schwierige Problemkomplexe wie das genannte Beispiel der Eugenik, die die Molekularbiologie in ganz neuer Weise auf die Tagesordnung der Debatten hierzulande gesetzt hat und weiter setzen wird, erfordern zum Verständnis neben der biomedizinischen Forschung über ihre technischen Möglichkeiten eine Aufklärung über die Problemgeschichte aus dem Fachgebiet der Geschichtswissenschaften, eine Diskussion der juristischen und ethischen Dimensionen, eine Abschätzung gesellschaftlicher und ökonomischer Folgen – die Trivialität, angesichts der Probleme bei der Erforschung des Lebens zu sehr enger interdisziplinärer Kooperation genötigt zu sein, sollte auch in der wissenschaftlichen Terminologie zum Ausdruck kommen, mit der diese Forschung benannt wird und nicht in umständlichen Erklärungen über eigentlich Gemeintes.

Eine solche sensible und kritische Haltung gegenüber rhetorischen Anmaßungen und Gedankenlosigkeiten betrifft aber natürlich nicht nur das Reden von Biologen und Medizinern; immer wieder sind auch relativ scharfe Töne von Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftlern im Machtkampf um die wissenschaftliche Deutungshoheit über den Begriff »Leben« und damit den Ausdruck »Lebenswissenschaft« zu hören, die man umgekehrt auch nicht tolerieren sollte. Im Oktober 2002 bezeichnete beispielsweise ein Journalist in einer großen deutschen Wochenzeitung den Begriff »Lebenswissenschaften« als einen notorisch unklaren, bloßen »biopolitischen Kampfbegriff«, unter dessen Schutz eine Verlagerung von finanziellen Ressourcen hin zu den Naturwissenschaften durchgeführt werde. Solche Behauptungen kann man schon durch einen Blick auf die statistischen Aufstellungen widerlegen, die die Deutschen Forschungsgemeinschaft anbietet und die jedenfalls keine signifikante Absenkung ihrer Förderung der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften in den letzten zwanzig Jahren dokumentieren, just the opposite. Behauptungen dieser Art sind aber nicht nur sachlich falsch; es ist vielmehr zu befürchten, daß auch solche rhetorischen Alleinvertretungsbehauptungen ein Zeichen inhaltlicher Einseitigkeiten sind, nämlich dafür, daß in diesem Falle eine universale und darin exklusive Erkenntniskompetenz der Geistes-, Kultur und Sozialwissen-

schaften gegenüber den vermeintlich naiven Naturwissenschaftlern behauptet wird, beispielsweise in Gestalt einer philosophischen Erkenntnistheorie oder Hermeneutik als einer Art von Über- oder Kontrollwissenschaft. Man muß freilich auch als Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftler die Engführung des Lebensbegriffs vermeiden; Mittelstraß nennt diese spezifisch geisteswissenschaftliche Fassung einer Engführung der Lebenswissenschaften die theologisierende Engführung des Lebensbegriffs. Man könnte das, was Mittelstraß wenig schmeichelhaft für meine eigene akademische Heimat eine »theologisierende Engführung« nennt, übrigens ja auch eine geisteswissenschaftliche Totaltheorie der Lebenswissenschaft nennen, so wie die schlichte Trias auf der erwähnten Bonner Homepage als eine naturwissenschaftliche Totaltheorie der Lebenswissenschaft vorgestellt wird. Daß in es Deutschland und besonders an der Berliner Universität auch nach dem Zerschlagen der großen alten Totaltheorien der Theologie wie der Philosophie im Laufe des siebzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts die unselige Neigung zu geisteswissenschaftlichen Totaltheorien gab und dazu spätestens seit dem neunzehnten Jahrhundert die naturwissenschaftlichen Totaltheorien treten, habe ich im langsam zu Ende gehenden Jubiläumsjahr der Humboldt-Universität immer wieder einmal expliziert und möchte mich nicht wiederholen. Anfügen möchte ich lediglich ein kleines caveat: Mit einer solchen Warnung vor theologisierender Engführung revoziert selbstverständlich nicht der Theologe den Duktus seiner Berliner Antrittsvorlesung von 2005; ich bin selbstverständlich weiter dafür, daß auch die Theologen ihren Beitrag zu einer Lebenswissenschaft im weiten Sinne des Begriffs leisten, aber das wäre dann eine theologische Lebenswissenschaft und keine theologisierende, enggeführte Lebenswissenschaft, die man ebensowenig wünschen könnte wie eine naturalisierende, enggeführte Lebenswissenschaft.

Vor fünf Jahren habe ich nur das Programm einer Lebenswissenschaft entworfen, die den Begriff, aber natürlich auch die Sache selbst nicht – wie die traditionelle Trias der einschlägigen Fachgruppe der deutschen Forschungsgemeinschaft und unser alltäglicher, am englischen Terminus »Life Sciences« orientierter Sprachgebrauch – auf den Dual von Biologie und Medizin oder die Trias von Agrarwissenschaft, Biologie und Medizin beschränkt. An dieser Stel-

le ist es aber nicht bei Ankündigungen geblieben; in der seither vergangenen Zeit wurde an der Berliner Humboldt-Universität ein »Zentrum für integrative Lebenswissenschaft«, das »Center for Integrative Life Sciences« (CILS) gegründet, in dem vor allem Neurologen und Philosophen gemeinsam über Entscheidung und Entscheidungsfindung arbeiten – die Zusammenarbeit beider Disziplinen ist beispielsweise bereits in der Graduiertenschule »Mind and Brain« erprobt, die im Zusammenhang des bundesrepublikanischen Exzellenzwettbewerbs eingerichtet wurde. Natürlich zählt aber auch das hiesige »Bernstein Centre for Computational Neuroscience« zu den direkten Voraussetzungen des neuen Zentrums der Humboldt-Universität. Bereits die erste zusammenfassende Beschreibung des Forschungsprogramms jenes CILS aus der Feder des Neurologen Arno Villringer, des Biologen Peter Hammerstein und des Philosophen Michael Pauen machte aber deutlich, daß es bei dem nämlichen Forschungsprogramm nicht nur um zwei Disziplinen geht: Ansätze zu einer »Wissenschaft der Entscheidungsfindung« in verschiedenen Disziplinen hätten, so Villringer, Hammerstein und Pauen, in den letzten Jahren überraschende Erkenntnisse hervorgebracht und würden »die Unzulänglichkeit des in den Wirtschaftswissenschaften verbreiteten Homo Oeconomicus Modells erkennen« lassen, dazu »den Einfluß von Emotionen auf Entscheidungen oder die Probleme der gängigen Vorstellung von Freiheit und Verantwortung«. Es sei daher unerlässlich, »einen dauerhaften Forschungsverbund aus den für die Entscheidungsforschung relevanten Wissenschaften zu bilden. Hierzu zählen insbesondere diejenigen, die sich (1) mit den neuronalen Grundlagen von Entscheidungsprozessen beschäftigen (Neurowissenschaften, Medizin, Biologie), (2) die erforderlichen kognitiven und behavioralen Leistungen erforschen (Psychologie, Linguistik), und (3) solchen, die die normativen und sozialen Kontexte von Entscheidungen thematisieren (Philosophie, Jura, Sozialwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften)«.

Ich könnte an dieser Stelle schließen, weil ich mindestens eine Antwort auf meine Titelfrage »Was wird unter ‚Life Sciences‘ verstanden? Was sollten wir darunter verstehen?« formuliert habe, indem ich noch einmal nach dem Modell des Berliner »Center for Integrative Life Sciences« für integrative Le-

benswissenschaften anstelle einer auf die Trias von Agrarwissenschaften, Biologie und Medizin enggeführten (und damit von der naturalisierenden Engführung bedrohten) Lebenswissenschaft plädiert habe. Aber ich möchte trotzdem noch zwei Schlußbemerkungen anfügen, die sich zu einem nicht geringen Teil der Beschäftigung mit dem zu Ende gehenden Jahresthema der Berlin-Brandenburgischen Akademie für die Jahre 2009/2010 »Evolution in Natur, Technik und Kultur« verdanken. Erste Nachbemerkung: Werden im Sinne einer integrativen Lebenswissenschaft naturalisierende wie theologisierende Engführungen vermieden, konkurrieren natürlich die Positionen und entbergen spätestens in einer einheitlichen Institution ihre Widersprüchlichkeit und implizite Konkurrenz bei der Wirklichkeitsdeutung: Hat der Mensch, wie viele Theologen und manche Philosophen behaupten, ein von Anfang für ihn konstitutives Wesen, das aufzuheben oder grundlegend zu verändern ihm nicht gestattet ist? Oder gibt es, wie die Evolutionsbiologie nahelegt, kein ein für alle mal fixiertes Wesen des Menschen, das von absichtsvoller Veränderung ausgenommen ist? Werden die beschriebenen Engführungen vermieden, können innerhalb ein und derselben integrativen Lebenswissenschaft Vertreter beider Positionen mindestens miteinander ins Gespräch gebracht werden und sich gegenseitig durch Fragen wenigstens eine größere Präzision der konkurrierenden Positionen abnötigen: Welcher Grad an Veränderung ist denn, so muß man die Vertreter der ersten Position fragen, gleichsam noch legitim oder wesensadäquat, wenn gilt, daß Veränderung (beispielsweise in Gestalt medizinischer Forschung) ja nicht kategorisch abgelehnt werden kann? Und wie können, so sind die Vertreter der zweiten Position angesichts neuer medizinischer Techniken zu fragen, Grenzen der Veränderung angegeben werden, wenn weder das zu Verändernde noch die Veränderung Grenzen in sich trägt. Vorschnelle Pazifizierungen wie beispielsweise die zwischen der christlichen Schöpfungsvorstellung und einer klassischen darwinistischen Evolutionstheorie, die wir uns – natürlich im verständlichen Interesse, den Kreationismus in allen seinen Spielformen und Varianten abzuwehren – angewöhnt haben (beispielsweise durch die Auskunft, beide seien auf unterschiedliche Wirklichkeitsbereiche bezogen), vernebeln solche Theoriekonkurrenzen eher und sollten daher ebenso vermie-

den werden wie eine vorschnelle Metaphorisierung des Evolutionsbegriffs, um ihn als Substitut für den Entwicklungsbegriff beispielsweise in den Geschichts- und Kulturwissenschaften zu beheimaten. Zweite Nachbemerkung: Für eine besondere Sensibilität im Umgang mit der Begrifflichkeit jenseits einer naturalisierenden oder theologisierenden Engführung spricht nicht zuletzt auch, daß in der breiten Bevölkerung oft überhaupt nicht bekannt ist, worüber Biologen und Mediziner nun eigentlich genau forschen – eine nachträgliche Evaluation des »Jahrs der Lebenswissenschaften«, das für 2001 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung und vom Stifterverband für die deutsche Wissenschaft durchgeführt wurde, ergab, daß »ein themenzentrierter und auf den Begriff ‚Lebenswissenschaften‘ abgestellter gesellschaftlicher Diskurs ... im Jahr 2001 nicht stattgefunden« hat und trotz des öffentlich geförderten Einsatzes bestimmter Medien lediglich rund ein Fünftel der Bevölkerung mit dem Begriff selbst überhaupt etwas anzufangen wußte. Ich bin mir eigentlich ziemlich sicher, daß ein integratives Verständnis von Lebenswissenschaften und eine dauerhafte institutionelle Absicherung seiner Erforschung beispielsweise hier in Berlin gerade angesichts massiver Ängste in der Bevölkerung vor unerwünschten Folgen lebenswissenschaftlicher Forschung durch die Integration von juristischen wie philosophischen Debatten solche Ängste abbauen und damit auch den Lebenswissenschaften im engeren Sinne unmittelbar zugute kommen könnte. Mit den beiden Nebenbemerkungen sind auch meine heutigen Bemerkungen beendet; ich danke Ihnen für Ihre Geduld.



ERÖFFNUNG DER JUBILÄUMSAUSSTELLUNG »WELTWISSEN«

»Sophopolis« – zu deutsch: »die kluge Stadt«, auch: »die weise Stadt« und dann auch »die kunstfertige«, »die urteilsfähige Stadt«. Das klingt wie ein neuer Werbeeinfall des Berlin Board, zur Abwechslung mal griechisch und nicht englisch, statt bei Berlin eben mal *isthi berolino*, wie es uns die Autowerbung schon lange vormacht: »Phaeton« ist nicht nur ein »Personenkraftwagen der Oberklasse«, sondern auch der Sohn des Sonnengottes Helios. Und so könnte »Sophopolis«, zu deutsch: die kluge Stadt, ein kluger Einfall von klugen Werbestrategen sein, um das Wissenschaftsjahr 2010 zu bewerben, in dem die Berliner Wissenschaftsinstitutionen in trauter Einheit und enger Kooperation nicht nur ihre gemeinsamen Jubiläen feiern, sondern der Stadt, dem Land und den vielen Besuchern zeigen, was hier geforscht wurde und was geforscht wird in der klugen Stadt, Weltwissen eben seit drei Jahrhunderten. Aber »Sophopolis« ist kein kluger Einfall der Werbestrategen, sondern ein Vorschlag des schwedischen Freiherrn und Diplomaten Bengt Skytte an den großen Kurfürsten aus dem Jahre 1667. Mit seinem Vorschlag einer brandenburgischen Universaluniversität der Völker, Wissenschaften und Künste wollte Skytte Weisheit in die brandenburgische Streusandbüchse bringen, aus dem Ackerbürgerstädtchen Berlin ein »Sophopolis« machen, eine Stadt der Weisen. Und Skytte wollte Fellows aus aller Herren Länder in das damals ach so deutsche, nein: ach so brandenburgische Doppelstädtchen an der Spree bringen – ein Wissenschaftskolleg zu Berlin, sogar schon mit »Artist in Residence« wollte Skytte errichten und exakt 314 Jahre später haben dann der unvergessene Wissenschaftssenator Peter Glotz, dem diese Stadt so viel verdankt und den sie doch wie viele andere allzuschnell vergessen hat, und der jüngst durch Ulrich Raulff so einfühlsam portraitierte Hellmut Becker, der »Bildungsbecker«, das von Skytte entworfene Wissenschaftskolleg auch tatsächlich gegründet. Ein bißchen verspätet, aber immerhin; der Gründungsauftrag für das erste Berliner Wissenschaftskolleg ist unser Ausstellungsstück Nummer 1, Raum 1, Objekt 1.

Die anfängliche Begrüßung einer solchen Ausstellungseröffnung sollte aber eigentlich beim Anfang anfangen – Nummer 1, Raum 1, Objekt 1 (Skyttes Memorial an den großen Kurfürsten) ist allerdings nur scheinbar der Anfang. Zwar scheint es mir manchmal so, als ob wir in Berlin diese scheinbaren An-

fänge besonders lieben und besonders gern damit anfangen: So beginnen wir nicht nur in der Humboldt-Universität, Unter den Linden 6, gern mit Wilhelm von Humboldt und vergessenen Schleiermacher, Kant und Leibniz – um nur drei Anfänge zu nennen, ohne die es die Humboldtschen Reformschriften nie gegeben hätte. In der Ausstellung liegen daher viele solcher Anfangstexte, nicht nur der berühmte Humboldtsche – und sie lohnen die Lektüre. Und neben den alten, vielleicht viel zu Bekannten finden sich auch viele Unbekannte. So gilt es beispielsweise Jacob Grimm, den wir als Märchenerzähler von je her kannten, als Wörterbuchautor und Grammatiker von Rang schon wieder entdeckt haben, als Bildungstheoretiker neu kennenzulernen: »Über Schule Universität Akademie«, eine Rede in der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften von 1849, gehört eben auch in die Reihe der programmatischen Berliner Bildungsreformtexte und manchmal hat man den Eindruck, daß die Wissenschaftsinstitutionen in der fein säuberlichen Trennung von reinen Forschungs- und gemischten Lehr- wie Forschungsinstitutionen eher nach Grimm als nach Humboldt modelliert worden sind.

Mit Jacob Grimm sind wir aber immer noch nicht am Anfang – Raum 2, Nummer 35, just the opposite. Und so will ich nun doch das tun, was man von einem Theologen eigentlich auch erwarten darf: Ich will von den Anfängen vor allen Anfängen in der Ausstellung sprechen – davon, daß vor Zeiten der damalige Vorstandsvorsitzende der Charité, Detlev Ganten, der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie, Günter Stock und ich die Idee dieser Ausstellung geboren haben und schnell auch die Kolleginnen und Kollegen der anderen Geburtstagskinder unter den Berliner Wissenschaftsinstitutionen als Mitveranstalter gewonnen haben: Barbara Schneider-Kempf von der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, die uns allen im Alter – ihrer Institution natürlich – voranschreitet und mit Beethovens Autograph der neunten Symphonie vermutlich auch das kostbarste Ausstellungsstück auslieh (lassen Sie sich davon überraschen, was ein in der Wiener Ungargasse vollendetes Werk mit der Berliner Wissenschaftsgeschichte zu tun hat), – ich fahre in der Aufzählung der Mitstreiter fort und nenne Peter Gruß, dessen Max-Planck-Gesellschaft ein Kind, wenn ich das so despektierlich sagen darf, des hundertjährigen

Jubiläums meiner Universität ist, Peter-André Alt und Jörg Steinbach von der Freien und der Technischen Universität, aber dann auch die vielen anderen Partner von den übrigen Wissenschaftseinrichtungen in Berlin, summarisch, aber nicht minder herzlich die Staatlichen Museen, das Museum für Naturkunde, das Deutsche Museum in München, das uns beispielsweise den Hahn-Tisch ausgeliehen hat, einen erschütternd primitiven und handgestrickten Holztisch, ein Nachbau jenes Tisches, an dem zwischen einem rohen Paraffinblock und ein paar Anodenbatterien nichts weniger als die Kernspaltung entdeckt wurde, ein sprechendes Symbol für die Ambivalenz des Weltwissens aus Berlin, das neben Höchstleistungen auch höchste Fehlleistungen produziert hat – sich daran zu erinnern, ist wahrlich kein Vergnügen und wir haben es selbstverständlich getan, weil wir ja zu den Jubiläen keine Jubelausstellung produzieren wollen.

Ein reines Vergnügen war es dagegen, mit den genannten Partnern zusammenzuarbeiten und zu diskutieren und ich schließe in diesen Dank ausdrücklich auch den Kunsthistoriker Horst Bredekamp, den Wissenschaftshistoriker Jürgen Renn und den Medizinhistoriker Thomas Schnalke ein, mit denen wir höchst angeregt, höchst lebendig, gelegentlich auch höchst kontrovers immer wieder Konzept und Details der Ausstellung diskutiert haben – in der Regel bei einem gepflegten Mittagessen. Wissenschaft beginnt eben doch beim platonischen Symposium und führt dann von den Schatten der platonischen Höhle, die sie auf der Vorderseite des Hochregals hier hinter mir sehen, wenn Sie den Eingang des Gropiusbaus betreten, zu den Dingen selbst. Bis zuletzt haben wir diskutiert; noch während des Aufbaus der Ausstellung mit den Medizinern Einhäupl, Ganten und Stock über den armen langen Kerl, der von der Garde des Soldatenkönigs in das Brandenburgische Institut für Rechtsmedizin gewandert ist – Skoliose, eine Seitverbiegung der Wirbelsäule bei gleichzeitiger Rotation der Wirbel, lautete das Consilium dieser hochmögenden Medizinersammlung.

Freilich ist dies natürlich – wiewohl von allerlei Präsidenten angeregt – keine Präsidentenausstellung, sondern die Ausstellung einer Schar munterer und höchst kundiger junger Kuratoren, die unter Leitung von Jochen Hennig

und mit Hilfe von Space4 und teamsstratenwerth aus den unausgegorenen Ideen vieler Köche überraschend schmackhafte und stimmige Kost zusammengedröhrt haben – es war, lieber Jochen Hennig, lieber Udo Andraschke, liebe Nicola Doll, lieber Patrick Kleinschmidt und lieber Michael Kraus ein Vergnügen, mit Ihnen nachzudenken und zu phantasieren; ich bin Ihnen aber auch sehr dankbar, daß Sie nicht jede unserer Laienideen gleich umgesetzt haben, sondern manches sanft unter den Hahn-Tisch haben fallen lassen. Ich komplettiere den Reigen des Dankes durch die Erwähnung der übrigen Sponsoren und Medienpartner – der Investitionsbank Berlin (IBB), dem Rundfunk Berlin-Brandenburg (RBB) und dem Fernsehsender Arte und schließe meine Begrüßung mit einem Wunsch.

Der erwähnte Jacob Grimm – Sie erinnern sich: Raum 2, Nummer 35 und S. 125 im von Udo Andraschke so klug redigierten Katalog – schreibt in seiner Bildungsrede (natürlich in der charakteristischen Kleinschreibung): »alles wissen hat eine elementarische kraft und gleicht dem entsprungenen wasser, das unablässig fortrinnt, der flamme, die einmal geweckt ströme von licht und wärme aus sich ergieszt«. Wir wünschen uns, daß Sie, wenn Sie nachher durch diese Ausstellung gegangen sein werden, ebenso wie alle anderen, die von nah und fern diese Ausstellung besuchen, am eigenen Leibe gespürt haben, daß Jacob Grimm keine Märchen erzählte, als er so von Wissen und Wissenschaft redete. Wir wünschen uns mit und von dieser Ausstellung nichts weniger als Faszination für die Wissenschaft. Vier bis achtjährige Besucher können mit Hilfe der Deutschen Bank im Rahmen des frühpädagogischen Begleitprogramms »In 80 Minuten durch die Wissenschaft« durch das Berliner Weltwissen kommen, Sie, verehrte Besucherinnen und Besucher, wollen wir länger fesseln. In diesem Sinne: Herzlich willkommen!



GIBT ES
AUF JEDE
FRAGE EINE
ANTWORT?

WELT
WISSEN





48. DEUTSCHER HISTORIKERTAG

202

»Über Grenzen« wollen Sie auf dem achtundvierzigsten Historikertag nachdenken – ehrlich gesagt, ein zutiefst ambivalentes Thema: »Aus Tradition Grenzen überschreiten« mag ein passables Motto für ein jüngst gefeiertes Jubiläum der zweitältesten deutschen Universität gewesen sein; in jener osteuropäischen Hauptstadt, aus der die Leipziger Studenten 1409 auszogen, und überhaupt jenseits von Oder und Neiße dürfte der Satz »aus Tradition Grenzen überschreiten« eher sehr schmerzliche Erinnerungen an deutsche Grenzüberschreitungen wecken. Dabei kommt, wie uns das wunderbare, 1838 hier in Berlin von den Brüdern Grimm begonnene Deutsche Wörterbuch verrät, das Wort »Grenze« aus dem Slawischen, freilich nicht, wie die Bearbeiter des entsprechenden Faszikels an der Preußischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1935 noch meinten, aus dem Polnischen, sondern aus dem Pomoranischen, dem Ostseeslawischen, wenn ich an dieser Stelle richtig recherchiert habe, und hat sich, wie unter anderem das Marienburger Tresslerbuch dokumentiert, nicht zuletzt über Kontobücher des Deutschen Ordens vom Osten her auch im Westen verbreitet. Wenn man in diesen Tagen über Oder und Neiße, den Deutschen Orden und die Ostseeslawen redet, wird noch einmal deutlich, daß man es mit der uns so lieb gewordenen Dekonstruktion historischer Realitäten auch zu weit treiben kann – es gibt nicht nur in der politischen Debatte, sondern eben auch in der Geschichtswissenschaft harte Grenzen, die man nicht ignorieren sollte und die kein Positivismusvorwurf gleichsam in Luft auflösen kann – wollte ich an dieser Stelle aber weiter reden und als Historiker des antiken Christentums ganz allgemein über Grenzen in der historischen Wissenschaft philosophieren, so würde ich die mir zugebilligte Grenze, ein Grußwort zu sprechen, überschreiten und auch dies wäre eine Grenzüberschreitung, die man unbedingt vermeiden sollte.

Also walte ich lieber meines Amtes als Präsident der traditionsreichen Berliner Humboldt-Universität und begrüße Sie, die von nah und fern angereist sind, sehr herzlich zu diesem Kongreß, dessen Gastgeber wir als Universität und ich ganz persönlich von Herzen gern bin. Berlin hat sehr spezifische Erfahrungen mit Grenzen – und nun rede ich nicht darüber, daß mich der durch Kupferband oder Pflastersteine markierte Verlauf der Berliner Mauer gelegent-

lich unsanft daran erinnert, daß der Hinterreifen meines Fahrrades aufgepumpt werden muß, denn das wäre zum zwanzigsten Jahrestag eines (wenn Sie dem Theologen das Wort gestatten) reinen Wunders doch etwas zu despektierlich formuliert. Und ich spreche auch nicht darüber, wie wir an der Humboldt-Universität immer wieder diese verschwundene Grenze in der Mitte der Stadt noch und jüngst vielleicht sogar wieder mehr spüren, obwohl wir sicher nicht zu den gescheiterten Beispielen deutscher Wiedervereinigung im Kleinen gehören – nein, ich erspare Ihnen Beispiele bewegender Grenzüberschreitungen aus zweihundert Jahren universitärer und außeruniversitärer Forschungsgeschichte, man kann dazu nämlich gerade im Gropiusbau unter dem Titel »WeltWissen« eine Jubiläumsausstellung von Akademie, Charité, Universität und Max-Planck-Gesellschaft ansehen. Ich mache Sie vielmehr mit der Zurückhaltung, die einer erneuten Grenzüberschreitung des Althistorikers ins Feld der Zeitgeschichte wohl ansteht, darauf aufmerksam, wie sich diese ganze Stadt, in der Ihr Historikertag stattfindet, als Anschauungsobjekt Ihrer Diskussionen eignet: Dort, wo der Architekturhistoriker Gerwin Zollen den Grenzverlauf der alten Mauer mit einem Kupferband markiert hat, vor dem alten preußischen und heutigen Berliner Abgeordnetenhaus, treffen Sie auf eine neue Grenze, nämlich einen Bannkreis, der das Berliner Landesparlament vor den gelegentlich recht heftigen Willensbekundungen der Bevölkerung schützt (auch davon kann die Humboldt-Universität seit zweihundert Jahren ein trübes Liedchen singen). Ich habe bei der Vorbereitung dieses Grußwortes gelernt, daß der Bannkreis im heutigen Sinne auch in Berlin erfunden wurde, nach einem blutigen Zwischenfall im Zusammenhang einer Demonstration gegen die Reichsregierung vor dem Reichstagsgebäude am 13. Januar 1920 mit 42 Toten und 105 teils Schwerverletzten. Material für den bislang ungeschriebenen Artikel »Grenze« in den »Geschichtlichen Grundbegriffen« findet man an diesem Ort und in meiner Universität reichlich.

Wenn ich Ihnen so zu demonstrieren versuche, daß eine Debatte »Über Grenzen« in Berlin und an der Humboldt-Universität durchaus am richtigen, an einem sehr treffenden Ort stattfindet, tue ich – vorsichtig formuliert – nichts gänzlich Unerwartetes und das geschieht auch ganz gewiß nicht, wenn ich Ih-

nen zum Schluß meines Grußwortes nochmals ein sehr herzliches Willkommen entbiete. Freilich gehört eine gewisse Erwartungskonformität zum Genre des Grußwortes und auch da weckt eine allzu entschlossene Grenzüberschreitung eher Mißvergnügen, denn Vergnügen. Solches Vergnügen aber an der Stadt und Ihren gemeinschaftlichen Diskussionen wünsche ich Ihnen, nun zunächst mit dem amerikanischen Botschafter. Wie sagt der schlesische Barockdichter Daniel Casper von Lohenstein so schön: »Der Mensch, die kleine Welt, beherrscht die große Grenze«. Möchte das doch von diesem Historikertag gelten.







TAGUNG DER STAATSRECHTSLEHRER

Nicht nur Berliner Kolleginnen und Kollegen wissen, daß ich von Herzen gern Grußworte halte und in fünf Jahren Präsidentschaft mit besonderer Aufmerksamkeit gehalten habe – bieten sie doch Gelegenheiten, unauffällig Ideen unter die Menschen zu bringen, eine putzmuntere Universität als lebendigen Organismus zu präsentieren und gelegentlich im kolloquialen Stil Frechheiten zu äußern, die man in Aufsätzen und Vorlagen für Gremien tunlichst nicht äußern darf. Weil mir die Grußworte solches Vergnügen machen, habe ich im letzten Monat meiner Präsidentschaft auch einen wahren Marathon an solchen zu absolvieren – allein in dieser Woche war gestern der Historikertag gemeinsam mit der Bundeskanzlerin zu eröffnen, heute die Jahrestagung Ihrer Vereinigung und morgen eine große politikwissenschaftliche Tagung, dazu eine Einrichtung für die frühzeitige Qualifikation des naturwissenschaftlichen Nachwuchses an den Berliner Schulen. Und trotzdem, obwohl das alles so ist, verehrte Kolleginnen und Kollegen, ist mir bei kaum einem Grußwort in fünf Jahren Präsidentschaft die Abfassung so schwer gefallen wie eben die, mit der ich mich auf den heutigen Abend vorbereitet habe. Meine besonderen Schwierigkeiten liegen selbstverständlich nicht darin, daß mir etwa nicht bewußt wäre, welche Bedeutung Ihre Vereinigung hat (die besondere Exklusivität der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer hat sich durchaus auch schon bis zu Kirchenhistorikern herumgesprochen). Meine Schwierigkeiten erklären sich natürlich auch nicht dadurch, daß mir etwa nicht deutlich wäre, welcher Ehre Sie uns würdigen, in dem sie an unserer Universität tagen – nein, es ist eine Zierde unseres zweihundertjährigen Universitätsjubiläums, daß Sie, verehrte Kolleginnen und Kollegen, die Humboldt-Universität als den Ort Ihrer siebzigsten Tagung ausgewählt haben.

Meine Schwierigkeiten bei der Abfassung des Grußwortes erklären sich daher, daß mir bei der Vorbereitung ein vorwissenschaftliches Grundgefühl meiner eigenen Existenz erschüttert wurde und etwas für meine künftige Arbeit deutlich geworden ist, was mir zuvor so nicht deutlich war – und an dieser Stelle muß ich nun eher als Kirchenhistoriker und Theologe sprechen denn als Präsident der Humboldt-Universität. Meine Erläuterungen der Erläuterung meiner Schwierigkeit beginne ich zweckmäßigerweise bei einem Grundgefühl

– meine Tübinger akademischen Lehrer und insbesondere mein leider zu früh verstorbener Kollege Gottfried Seebaß haben mir das (wie ich bisher dachte) unausrottbare Gefühl einer inneren Verwandtschaft der Rechtswissenschaft und der Theologie vermittelt; ich könnte natürlich auch den gerade emeritierten Berliner Bischof nennen, der seit Assistententagen schon aus familiären Gründen für das Gespräch beider Disziplinen steht. Ich meine mit dem Stichwort »innere Verwandtschaft« nicht nur die vergleichsweise triviale Grundüberzeugung, daß die Religionsgeschichte nicht ohne Rechtsgeschichte studiert werden kann, beispielsweise Reformation und Recht (so der Titel einer Seebaß im Jahre 2002 gewidmeten Festschrift) zusammen betrachtet werden müssen: der Tübinger Jurist Martin Heckel handelt in der genannten Festschrift über die Ausbildung eines modernen Staatskirchenrechts, der Heidelberger Kirchenhistoriker Christoph Strohm über die frühen calvinistischen Juristen und sein rechtswissenschaftlicher Kollege Paul Kirchhof über die Menschenwürde. Nein, natürlich meine ich, wenn ich von einem Grundgefühl innerer Verwandtschaft rede, unsere gemeinsame Methodik der Exegese von heiligen Texten – wenn ich so despektierlich die Heiligen Schriften einer Religion und die beispielsweise in praktischen roten Heftern auf Bibeldünndruckpapier gesammelten Gesetze und Verordnungen auf eine Ebene rücken darf. Wir exegisieren in beiden Wissenschaften nach den Regeln einer Hermeneutik dogmatische Texte, wir stellen unterschiedliche Auslegungen streitig und balgen uns im wissenschaftlichen Alltag über diese Auslegungen und aufgrund unserer Auslegungen werden lebenspraktische Konsequenzen von erheblichem Gewicht gezogen – mit anderen Worten: Wir versuchen, mit unseren Auslegungen heiliger Texte lebensweltliche Praxis zu ordnen und Regeln guter Praxis zu normieren. Natürlich schreiben wir – insbesondere seit den Modernisierungsschüben des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts – unsere Dogmatiken auch fort, natürlich gibt es jeweils ewig gültige Wahrheiten, unverrückbare Werte und Normen – aber wir leisten uns inzwischen unsere kleine konstruktivistische Provinz in den jeweiligen Wissenschaften, die selbst das Ewiggültige noch in Zweifel zieht, und streiten über die grundlegenden Begriffe unserer jeweiligen Hermeneutiken, über Dogma, Wert und Wahrheit, recht

munter. Und unsere beiden Fächer werden von Ignoranten zur Rechten wie zur Linken unter generellen Ideologieverdacht gestellt, als Instrument zur Absicherung von Macht und Herrschaft diffamiert – ich könnte die Aufzählung fortsetzen und tue es nicht, weil ich ja hoffe, daß Sie mein Gefühl einer mindestens gewissen inneren Nähe zwischen der Rechtswissenschaft und der Theologie entweder ohnehin schon immer geteilt haben oder, falls Sie es nie geteilt haben, wenigstens ein gewisses Verständnis für die Gefühle der Leitung des Gastgebers Ihrer Vereinigung aufbringen können. Und ich will noch hinzufügen, daß ein Blick in das Programm Ihrer Tagung mich noch keineswegs in diesem meinem unmittelbaren Gefühl erschüttert hat: Da trifft sich im Rahmen der Versammlung eine Arbeitsgruppe der europäischen Verfassungsrechtler zum Thema »kulturelle Einheit und Differenz in Europa« – und wenn ich für einen Augenblick von den spezifischen Themen der Kollegen Haltern, Mahlmann und Thym absehe, dann sind wir bei einem der großen Themen der Religions- und Theologiegeschichte Europas seit dem Mittelalter, der Frage, wie die Einheit inmitten eines großen Differenzierungsprozesses bewahrt bleiben kann und umgekehrt die Einheit für die Moderne hinreichend differenziert werden kann, mir scheint, daß das eine Stichwort »Europa« seit dem Mittelalter auch in meinem Fachgebiet immer wieder mit diesem großen, platonisierenden Dual von Einheit und Differenz diskutiert worden ist, und vielleicht liegt ja eines der gemeinsamen Probleme unserer Disziplinen darin, daß wir von diesem und anderen platonisierenden Dualen so schwer wegkommen. Aber nach diesem uns gemeinsamen platonisierenden Dual kommt in dem nämlichen Programm der Verfassungsrechtler eben etwas, was wir zwar gemeinsam behandeln können, aber doch unter sehr unterschiedlichen disziplinären Voraussetzungen: »Freizügigkeit in Europa als Modell? EU-Migrationspolitik zwischen Offenheit und Abschottung«. Und Gleiches gilt ja für das grundlegende Thema »Schutz durch Recht«, das Ihre Hauptreferate in diversen Varianten behandeln. Gerade im Blick auf weite Passagen des Alten Testaments, der Hebräischen Bibel der Judenheit, könnte man gleichsam ein Korreferat zu diesem Thema halten; und doch zieht sich durch beide Testamente eine Linie, die den Schutz vor dem Recht als eine zentrale Aufgabe der Religion markiert, gleichsam das – wie es

in der alttestamentlichen Forschung so schön heißt – Privilegrecht Gottes, das Menschen aus problematischen Formen von scheinbarem Rechtsschutz befreit, den sich bestimmte gesellschaftliche Gruppen zum Schaden anderer aufbauen. Um Sie nicht zu lange auf die Folter zu spannen – nach Lektüre des Programms und Meditation von Leitthema und Einzeltiteln der Vorträge Ihrer Tagung bin ich mir nicht so ganz sicher, ob mein Gefühl innerer Verwandtschaft nicht vielleicht doch ein bloßes Gefühl ist, in dem allgemeine Verwandtschaften geisteswissenschaftlicher Methodik allzu romantisch zu disziplinären Freundschaften verklärt werden. Man könnte ja das Verhältnis unserer Disziplinen auch ganz anders ordnen: Sie repräsentieren das Anliegen des Schutzes durch Recht, wir repräsentieren das Anliegen des Schutzes vor dem Recht – und so schlicht dual organisiert, wird natürlich sofort deutlich, daß unser beider Fächer vermutlich diese beiden Schulen jeweils beherbergen, die ordnende und die leicht anarchische, ordnungskritische Schule, die im Interesse höherer Ordnungen und Werte ordnungskritisch agiert, und dann eine dritte, die beide Zugriffsweisen kritisch sieht und insbesondere die Selbstermächtigungstendenzen der Ordnungskritiker. Indem ich aber solche Grübeleien über ein Grundgefühl anstellte, wurde mir deutlich, daß wir zwischen unseren Disziplinen mehr Gespräche brauchen – nicht nur über die Themen, über die wir ohnehin schon reden, über das Religions- und Staatskirchenrecht, neuerdings auch über Arbeitsrecht und Verfassungsrecht. Nein, es wäre einmal spannend, Nähe und eben auch Distanz zwischen Rechtswissenschaft und Theologie etwas gründlicher zu betrachten, Geschichte und Gegenwart von Gefühlen nach den Paradigmen einer Geschichte der Emotionen zu inventarisieren und zu analysieren – vor allem aber zu fragen, wie ähnlich sich die Methoden und ihre Praktiken eigentlich wirklich sind. Die Idee für einen Sonderforschungsbeereich ist dies sicher nicht, eher für eine kleine Forschergruppe, für eine muntere Schar von Fellows an einem der inflationsartig aufsprießenden Institutes for Advanced Studies.

Ich habe Sie in meinem Grußwort mit Früchten meines eigenen Nachdenkens behelligt, Probleme im Verhältnis unserer Disziplinen adressiert oder angedeutet – und Sie hoffentlich nicht zu sehr in Ihren Erwartungen ent-

täuscht, sondern Stoff für eigenes Nachdenken geboten. In Zeiten, in denen jeder von Interdisziplinarität oder gar von Transdisziplinarität schwatzt, übrigens häufig, ohne diese beiden Termini überhaupt zu differenzieren, lohnt der disziplinär grundierte Blick auf Fragen, die zwischen den Disziplinen liegen und überhaupt noch gar nicht gründlich bedacht, ja oft nicht einmal thematisiert worden sind. Einer so feinen, so grundsätzlichen Fragen gewidmeten Vereinigung stünde es aber gut an, solche Fragen auch immer wieder einmal aufzugreifen.

PRÄSENTATION DER SECHSBÄNDIGEN »WBG WELTGESCHICHTE«

Wenn ich ehrlich bin, löst bei dem evangelischen Kirchenhistoriker das Wort »Weltgeschichte« immer einen Phantomschmerz aus. Wir, die evangelischen Kirchenhistoriker, beginnen, wenn ich ein ernstes Thema im Modus der Karikatur verhandeln darf, unsere Geschichtsschreibung im globalisierten römischen Weltreich – es fängt zwar an einem kleinen See in einer ziemlich abgelegenen Provinz an, aber schon innerhalb weniger Jahre nach dem Tod des Protagonisten reisen die Propagandisten der neuen Bewegung bis an die Enden der Erde, nach Spanien, in die hinterletzten Dörfchen Kleinasiens, nach Armenien und so weiter und so fort. Aber mindestens in der protestantischen Kirchengeschichte verengt sich der Forschungsgegenstand dann trichterartig: Während die Welt des Mittelalters immerhin die Regionen um das Mittelmeer herum umfaßt, den Nahen Osten und Spanien, dazu die Ostseeregion mit dem Baltikum (gestern sprach ich ja vom Deutschen Orden, der uns offenkundig mit seinen Kontobüchern das Wort Grenze eingedeutscht hat), gerät nach – inzwischen in ihrer Historizität umstrittenen – Hammerschlägen am Beginn des sechzehnten Jahrhunderts – in meinem Fache zunehmend die Welt aus dem Blick. Sie verengt sich auf den Flickenteppich des Reiches, das häufig noch in klassischer Tradition borussischer Geschichtsschreibung als ein mehr oder weniger lächerliches Phänomen geschildert wird. Dann verengt sich der Fokus im achtzehnten und neunzehnten zunehmend auf einzelne Regionen: Pietismus in Württemberg und im Siegerland, die Städte Halle und Berlin, um schließlich bei Berliner Stadtvierteln anzukommen, nach 1933 in Berlin-Dahlem, einem zum Villenvorort und deutschen Oxford (Althoff) mutierten kleinen Gutsdörfchen, nach 1987 einige Kirchengebäude in Berlin-Mitte: Zionskirche, Samariiterkirche und so fort.

Ich habe diese Entglobalisierung in meinem Fache immer als ein Drama empfunden, als einen Stachel – schon lange, bevor alle von Globalgeschichte redeten und inzwischen nahezu jeder etwas dazu beizutragen meint. Protestantische Kirchengeschichte als die Antiglobalgeschichte? Das wäre ein sehr starkes Argument für die Modernitätstauglichkeit des Katholizismus und sicher kein Zeichen solider historischer Arbeit in meinem Fache. Daher das, was ich »Phantomschmerz« nannte – wenn ich eine Weltgeschichte zur Hand

nehme, wird mir immer deutlich, welche Arme und Beine meinem Fach fehlen, jedenfalls an vielen Stellen, denn ich will nicht leugnen, daß einzelne Fachvertreter wie der verstorbene Leipziger Kollege Kurt Nowak alles daran gesetzt haben, die von mir beschriebenen Lücken im akademischen Unterricht wie in den Veröffentlichungen zu füllen. Mir scheint auch, daß wir tatsächlich von einigen Kollegen lernen könnten, die an den Historischen Instituten beispielsweise eine Frömmigkeitsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts wenn nicht als Globalgeschichte, so doch wenigstens als europäische Geschichte entwerfen. Auf der anderen Seite will ich mein Fach auch nicht zu schlecht darstellen, immerhin schreiben in der WBG-Weltgeschichte beispielsweise mit dem Kollegen Reinhard Kratz auch wohlreputierliche historisch arbeitende Angehörige von evangelischen Theologischen Fakultäten.

Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft war nun so liebenswürdig, einem vielbeschäftigten Präsidenten gleich vier Bände der neuen Weltgeschichte zustellen zu lassen, obwohl der nur schüchtern um Anschauungsmaterial für sein Grußwort angefragt hatte. Zunächst einmal bringt auch das wieder den erwähnten Phantomschmerz; ich schlage mich seit Beginn meiner Präsidentschaft vor fünf Jahren mit der Herausgabe bestimmter Sammelwerke herum und habe innerhalb von fünf Jahren gerade zwei solcher Sammelwerke soweit vorangetrieben, daß eines auf diesem Historikertag gedruckt vorliegt und ein anderes in den Druck gehen kann: Neidlose Bewunderung, aber eben auch der Phantomschmerz einiger fehlender Bände erfüllt mich angesichts der Tatsache, daß es gleichsam mit dem Paukenschlag gelungen ist, schon so viel in so kurzer Zeit vorzulegen. Das mag an der Entschlossenheit der Herausgeber liegen, die Vielfalt – nicht nur von Kulturen, sondern auch von Herausgebern – zu einer Einheit zusammenzubinden, Helwig Schmidt-Glintzer spricht davon im Vorwort der Herausgeber, das den ersten Band einleitet und das zu verfassen, er offensichtlich im Bücherparadies Wolfenbüttel mehr Zeit und Muße hatte als ich im umtriebigen Berlin, das im Vergleich zur braunschweigischen Bibliothek zwar nicht als irdisches Jammertal oder gar als Vorhölle erscheint, aber als »Zwischenzustand«, um die eschatologischen Anspielungen komplett zu machen. Als ich – wie das nun einmal meiner eigentlichen Profession als Histori-

ker des antiken Christentums entspricht – zunächst erst einmal die ersten beiden Bände angeblättert habe, begeisterten mich vor allem die Passagen über die fernen Welten wie China, die uns inzwischen so nahe zu rücken beginnen. Es ist keine Selbstverständlichkeit, lieber Herr Schmidt-Glintzer, daß solche Passagen so selbstverständlich Teil einer Weltgeschichte sind, ich denke nicht nur an die berühmte Propyläen-Weltgeschichte, deren preiswerte Sonderausgaben verramscht wurden, als ich in die gymnasiale Oberstufe eintrat und von der ich allerlei Sonderdrucke des Göttinger Historikers Alfred Heuß – eines Vorgängers von Gustav Adolf Lehmann – von meinem Großvater geerbt habe.

Natürlich bringt dem um rasche Orientierung bemühten Präsidenten eine solche (ich muß es ehrlich zugeben) kursorische Lektüre nicht nur Momente reiner Verblüffung und vollkommenen Genusses – wenn da beispielsweise ein althistorischer Kollege von den »Betrachtungen des Ignatius von Antiochien« schreibt und man sich fragt, ob ein schlichter Leser in der Lage ist, erstens das anschließende Zitat in den Briefen des Bischofs zu identifizieren, zweitens zu realisieren, daß es sich doch um einen argen Solitär im frühen zweiten Jahrhundert handelt, so solitär, daß die Stimmen, die eine Spätdatierung der Grundform dieser Korrespondenz auf das dritte Drittel des zweiten Jahrhunderts vorschlagen, nicht verstummen wollen (zu II, 301). Und vielleicht sollte sich doch auch herumgesprochen haben, daß wir mit einer glücklichen Differenzierung aus Bonn zwischen einem Monepiskopat und einem monarchischen Episkopat differenzieren, damit die reichskirchlichen Verhältnisse des vierten Jahrhunderts nicht in das dritte oder gar zweite projiziert werden – aber es wäre ja auch ganz und gar verwunderlich, wenn ein so stolzes und umfangreiches Werk auf seinen vielen hundert Seiten nichts enthielte, was nicht auch noch einmal in einer zweiten Auflage zugespitzt oder sogar verbessert werden könnte – aber natürlich werde ich mich hüten, jetzt in eine ausführliche Rezension der Bände einzusteigen, mangels Zeit, mangels Kompetenz und nicht zuletzt auch aufgrund des (ich wiederhole mich) Genres Grußwort.

Und doch: Noch zwei abschließende Bemerkungen. Der Mittelalterband ist vielleicht in seiner stark themenorientierten Architektur, die ihn durchaus vom ersten und zweiten unterscheidet, ein besonders aufregender Band – und

so freut mich besonders, daß wir gleich Gelegenheit haben, mit Michael Borgolte einen gesonderten Blick darauf zu tun. Daß ich als Präsident der Humboldt-Universität und Sekretar der geisteswissenschaftlichen Klasse der hiesigen Akademie vom Kollegen Borgolte in den letzten Jahren nicht nur reichlich und immer wieder angeregt worden bin, meine Sicht auf das Mittelalter zu pluralisieren, sondern unsere Einrichtungen ihm für diverse hilfreiche Tätigkeiten zu danken haben – Wissenschaftsadministration erledigt er mit einer gewissen Leichtigkeit –, habe ich schon mehrfach offiziell gesagt und wiederhole es doch trotzdem gern. Sein weiter Blick, beispielsweise auf die französische Historiographie, auf Ideen-, Institutionen und Sozialgeschichte, auf Kirchen- und Küchengeschichte sozusagen, garantiert natürlich nicht automatisch, daß ein Forscher ein weites Netz spannt und ein Historisches Institut verknüpft mit vielen anderen Einrichtungen in der Stadt, im Land, in der Welt – aber erklärt, warum es der Historiker Borgolte tat und damit in den letzten Jahren erheblich zum Ruhm der Alma Mater Berolinensis und der ganzen Berliner Wissenschaftslandschaft beigetragen hat. Wenn an der Humboldt-Universität das Stichwort »Europawissenschaft« historische Tiefenschärfe hat, wenn mit dem Stichwort »Islam« hier nicht nur gegenwärtige Bewegungen im arabischen Raum verbunden werden, sondern ein Stück unserer gemeinsamen europäischen Geschichte, dann ist das nicht zuletzt sein Verdienst.

Es sind eher reine Zeitgründe, daß ich nun meine rhapsodischen Bemerkungen zu den mir vorliegenden vier Bänden der WBG-Weltgeschichte nicht fortsetze, sondern von Herzen den Herausgebern und Autoren im Namen vieler Leserinnen und Leser für die geschätzte Mühe danke, Sie, verehrte Kolleginnen und Kollegen, hier freundlich begrüße und dem Abend von Herzen einen guten Verlauf wünsche.

KONFERENZ »OSTDEUTSCHLAND UND DIE POLITIKWISSENSCHAFT. EINE BILANZ 20 JAHRE NACH DER (WIEDER-)VEREINIGUNG«

Gelegentlich entkommt man dem Fluch eigener Taten nicht – das werden Sie als Politikwissenschaftlerinnen und Politikwissenschaftler nicht nur wissen, sondern auch klug zu analysieren verstehen. Ich selbst bin nur armer Kirchenhistoriker, beschäftige mich mit der grauen Vorzeit der Antike und habe daher nie gehaut, welche Folgen es hat, wenn man gern Grußworte hält und deren etliche zusagt. Die Folgen sind, um ehrlich zu sein, desaströs: Ich halte in den letzten vier Wochen meiner Amtszeit geschätzte zehn Grußworte pro Woche und das bereits seit Wochen, Sommer ist Kongreßzeit. Sicher verstehen Sie, daß mir langsam die Themen ausgehen und ich deswegen beschlossen habe, Sie mit einem Thema zu behelligen, das ich schlicht meinem gestrigen Tagesprogramm auf einem anderen Kongreß, dem achtundvierzigsten deutschen Historikertag, entnommen habe – Sie werden freilich hoffentlich bemerken, daß ich nicht irgendeine Veranstaltung der größten geisteswissenschaftlichen Tagung unseres Landes ausgewählt habe, sondern eine, die zu Ihrer Veranstaltung in gewisser Weise bestens paßt und es mir erspart, unter der Überschrift »Bilanz nach zwanzig Jahren (Wieder-)Vereinigung« den Weg der Humboldt-Universität der letzten zwanzig Jahre als – wie ich finde – im Kern gelungenes, ja beispielgebendes Modell von Vereinigung vorzustellen und dies im Detail nachzuweisen. Denn wenn ich eine solche, insgesamt positive Bilanz vortragen wollte, dann müßte ich auf der anderen Seite auch noch auf eine Bemerkung von Marianne Birthler eingehen, die anläßlich einer jüngst viel beachteten Kontroverse um eine DDR-Biographie auf Probleme des Umgangs meiner Universität mit ihrer Vergangenheit aufmerksam gemacht hat und beispielsweise darauf hingewiesen hat, daß in der ganzen Universität nirgendwo öffentlich der vor 1989 relegierten Studierenden gedacht wird. Damit hat sie, wie mir scheint, genau ins Schwarze getroffen und durchaus mehr in den Blick gerückt als nur eine fehlende Gedenktafel.

Weil dieses schwierige Thema aber nicht für ein Grußwort taugt und an anderer Stelle noch einmal aufgegriffen werden muß, möchte ich lieber auf die Jahre vor 1989 Bezug nehmen und auf eine Monographie eingehen, die wir zum Historikertag vorgestellt haben – wir meint in diesem Falle: Der Autor, der Potsdamer Promovend Tobias Schulz, sein Zweitgutachter, der Potsdamer und

Berliner Zeithistoriker Martin Sabrow und ich, gestern im Rahmen einer Buchpräsentation. Tobias Schulz hat unter dem Titel »‘Sozialistische Wissenschaft’. Die Berliner Humboldt-Universität (1960-1975)« die Folgen der sogenannten dritten Hochschulreform der DDR für unsere Alma Mater beschrieben, einer durchgreifenden Veränderung, die in den Jahren 1968 bis 1971 stattfand. Ich habe sofort zugesagt, diese Dissertation vorzustellen, da mir schon als junger Professor in Jena anfangs der neunziger Jahre die Bedeutung dieser Hochschulreform und ihr spezifischer Charakter für die ostdeutschen Universitäten zu Bewußtsein gekommen war – übrigens an einem lächerlichen Detail. Man trug in Jena seit 1989 wieder fast mit Inbrunst die Talare und hatte sofort nach der Wende die Fakultäten wieder hergestellt, was einen in West-Berlin aufgewachsenen Sohn eines Professors an der Freien Universität nicht wenig verwunderte; ich füge das kleine Detail an, daß meine ersten bewußten Erinnerungen an die Arbeit meines Vaters eben aus den späten sechziger und frühen siebziger Jahren datieren. Meine Eltern amüsierten sich auch nicht wenig, als sie mich erstmals im lila Talar der Jenaer Theologen sahen, das Barrett mehr oder weniger zerknüllt auf dem Haupte. Warum waren in Jena die Talare so wichtig? Antwort: Weil sie insbesondere den Kollegen aus der alten DDR als eines der Symbole einer freien Universität galten, die in der dritten Hochschulreform durch eine moderne, sozialistische Universität abgelöst werden sollte. Wer wie ich aus dem Westen kam, verwunderte sich freilich darüber, daß auch im Osten im Namen der Modernisierung Fakultätsstrukturen zerschlagen und Talare abgeschafft wurden – unter den Akten des Rektorates der Humboldt-Universität aus diesen Jahren im Archiv findet sich ein Strukturplan der Ruhr-Universität Bochum, der zeigt, daß man die Entwicklungen jenseits des eisernen Vorhangs aufmerksam beobachtete. Ich bin nun weder Zeithistoriker noch gar Politikwissenschaftler – und habe deswegen meine mehr laienhaften Beobachtungen zur ostdeutschen dritten Hochschulreform und den überraschenden Parallelen zu den westdeutschen Entwicklungen der Jahre 1968ff. gelegentlich geäußert, aber nie seriös weiterverfolgt. Umso aufmerksamer habe ich die nun schon mehrfach erwähnte Dissertation von Herrn Schulz, die in diesem Jahr im Verlag Böhlau erschienen ist, gelesen, denn sie bestätigt meine

laienhaften Eindrücke und korrigiert sie zugleich auch. In der Tat ging es bei der ostdeutschen Hochschulreform wie bei westdeutschen Bildungsreformen um eine Modernisierung angesichts der Differenzierung und Vermehrung der Wissensbestände, um Prozeßoptimierung und Abschaffung der klassischen Ordinarienuniversität, in der Tat sah man in der Strukturveränderung der klassischen Fakultätsstrukturen ebenso wie im Westen das Heil begründet, ohne überhaupt ausführlich zu begründen, was Fachbereiche und Sektionen angeblich so ungeheuer viel besser machte. Und von den Talaren hatte ich schon gesprochen – sie fehlen lustigerweise in der Dissertation, die Struktur- und Institutionengeschichte schreibt, obwohl auch hier der in der Wende auf den Schild gehobene Rektor Fink nichts Besseres zu tun hatte, als zu seiner Inauguration den alten Rektoratstalar wieder aus dem Schrank zu holen, genauer: aus dem Atombunker der Universitätsleitung, in dem seit der dritten Hochschulreform unsere Talare aus den frühen fünfziger Jahren eingelagert sind. Vielleicht glaubte Fink, der alte Rektoratstalar könne ihm ersetzen, was ihm an moralischer Legitimation für sein Amt nach allem, was die Akten jetzt entbergen, fehlte. Natürlich will ich auch die Unterschiede zwischen beiden Versuchen einer Universitätsreform nicht klein reden: Im Osten kam es zu einer merkwürdigen Spannung zwischen der stets gleichbleibenden Ideologie des Marxismus-Leninismus und der davon weitgehend abgelösten Modernisierungsrhetorik der dritten Hochschulreform – in den Gremien der Humboldt-Universität wurde die Frage, was beides miteinander zu tun habe, beispielsweise indirekt diskutiert, als eine neue Studienordnung der Chemie im Zuge der Hochschulreform dergestalt kritisch kommentiert wurde, daß die Vermittlung eines klassenkämpferischen Standpunktes darin keinerlei Rolle spiele, zu viel Chemie, kaum Marx. Und ärgerlich notierte man, daß für die Weiterbildung auf dem nämlichen, gern »ML« abgekürzten Gebiet nur unter zehn Prozent der Dozenten in den naturwissenschaftlichen Fächern die angebotenen Kurse besuchten. Dieser Hiat ist charakteristisch für die dritte Hochschulreform der DDR, aber natürlich nicht für die Hochschulreformen der sechziger und siebziger Jahre – oder etwa doch? Ich versage mir die provokante Frage, ob nicht auch im Westen Ideologien im Spiel waren – nicht nur die östliche oder präziser Varianten

der östlichen, sondern, wenn man Ulrich Raulff folgt, auch die ziemlich verquaste Ideologie der um den berühmten Bildungsbecker, den Sohn des preußischen Kultusministers und ersten Direktors am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung versammelten, George-Jünger. Das müßte noch einmal untersucht werden; Gemeinsamkeiten und Unterschiede beim Neben- und Ineinander von Bildungsreform und Ideologie sollten präziser beschrieben werden.

Warum erwähne ich all' dies an diesem Abend im Rahmen Ihrer Tagung, die eine Bilanz der (Wieder-)Vereinigung nach zwanzig Jahren geben will? Nun, die Antwort ist vergleichsweise einfach. Weil ich nach Gründen suche, warum an der Humboldt-Universität im Rahmen der Wende 1989 zunächst einmal praktisch nichts passierte, warum die Studierenden und Professoren weitgehend nur wie paralysiert beobachteten, was auf dem Ring der »Heldengstadt Leipzig« und anderswo geschah und Renitenz erst sichtbar wurde, als der herausragende Wissenschaftssenator Manfred Ehrhardt den Rektor Fink wegen seiner Tätigkeit für das Ministerium für Staatssicherheit aus dem Amt entfernen wollte: Renitenz an der Humboldt-Universität erschöpfte sich, wenn ich es einmal sehr polemisch formulieren darf, bei sehr vielen Angehörigen meiner Universität in dem Skandieren des Satzes: »Unseren Heiner nimmt uns keiner«. Ich frage vor diesem gelehrten Auditorium: Warum war das so? Und denke, daß die Arbeit von Tobias Schulz (der Autor sieht es, ausweislich unserer gestrigen Diskussion, übrigens genauso) eine Antwort geben könnte: Schon die dritte Hochschulreform haben die Professoren und Studierenden dieser Universität ähnlich willenlos über sich ergehen lassen wie im wiedervereinigten Deutschland die Professoren und zunächst auch die Studierenden die Bologna-Reform. Sie haben sich hin- und herschieben lassen wie Schachfiguren auf einem Brett. Und eine Entmachtung der akademischen Gremien hingenommen, eine Stärkung der Kreisparteileitung, der Lenkung der Universität und der Karriereplanung jedes einzelnen Wissenschaftlers durch das Hochschulministerium, eine massive Steigerung des Einflusses der Sektion Marxismus-Leninismus und so weiter und so fort. Die dritte Hochschulreform hat die in Resten durchaus noch bewahrte Autonomie der Wissenschaft und der universitären Körperschaft entschlossen im Namen der Modernisierung beseitigt und die

Universität in den Dämmer Schlaf versetzt, aus dem sie 1989 offenkundig in sehr weiten Teilen nicht aufzuwachen in der Lage war.

Nun mußte man viel ergänzen, wenn dies ein halbwegs abgewogener Vortrag sein sollte und kein leicht provokatives Grußwort – ergänzen mußte man, was es eben doch an Renitenz und sogar an Widerstand gab in diesen heiligen Hallen, ergänzen mußte man aber auch, daß die Zerstörung der Autonomie der Wissenschaft, die dämmerige Reaktion der Professoren und die vollständige Neugliederung von Universitäten im Rahmen der Modernisierung 1989 kein Ende gefunden haben – da könnte man sehr zynisch über manche gegenwärtige Universitätsreform rasonieren. Schon im Rahmen der dritten Hochschulreform wurde hier eine Art von Bologna-Studium, jedenfalls eine angeblich am kaum bekannten angelsächsischen Vorbild orientierte Zweiteilung des Studiums eingeführt – manchmal lohnt es sich eben doch die Geschichte zu kennen, dann kann man die Wiederholung der Verhältnisse im besten Fall vermeiden oder wenigstens die Wiederaufführung ein- und desselben Stücks ein wenig variabler gestalten.

Was wollte ich Ihnen, verehrte Kolleginnen und Kollegen, zum Gruße und zum Willkommen sagen? Ich wollte sagen, daß mindestens für diese jubelnde Universität »eine Bilanz 20 Jahre nach der (Wieder-)Vereinigung« noch viel mehr Forschung über die zwanzig Jahre vor der Vereinigung voraussetzt. Gerade gegen Ende dieses Jubiläumsjahres wird mir das immer deutlicher: Was Tobias Schulz geschrieben hat und was demnächst in der quasi offiziellen neuen großen Universitätsgeschichte veröffentlicht werden wird, sind häufig erste Durchschläge durch das Material der Archive; wir haben für diese Zeit, so sagte Herr Schulz, noch nicht einmal richtige Findbücher im Universitätsarchiv. *Vivant sequentes* hieß das an der alten Universität, die im Osten wie im Westen nach 1945 zerschlagen wurde, teils aus guten, teils aus schlechten Gründen, und der lateinische Satz bleibt wahr, selbst wenn ihn keiner mehr übersetzen könnte: Wir, Sie, meine Damen und Herren, ziehen eine erste Bilanz. Weitere müssen folgen, wenn wir präziser wissen werden, was wir da eigentlich bilanzieren.





IMPRESSUM

Herausgeber

Der Präsident
der Humboldt-Universität zu Berlin

Redaktion

Thomas Richter,
Öffentlichkeitsarbeit

Redaktionsschluss

September 2010

Auflage

750

Schutzgebühr

5 EUR

ISBN

978-3-9813135-5-0

Gestaltung

NORDSONNE IDENTITY, Berlin

Druck und Lithografie

DZA Druckerei zu Altenburg GmbH

Bildrechte

Jens Bösenberg: 116-117

Matthias Heyde: 10, 36-38, 43, 44, 60,
64-65, 74, 78-80, 108, 118, 120, 172,
176-177, 194, 199-201

HU: 16, 50, 160, 222-223

Bernd Prusowski (HU): 24, 66, 84,
130-132, 205-207

Jan Sobottka (Kulturprojekte): 90, 94

WISTA-Management: 100

Heike Zappe: 32

*Dieser Band ist auch auf dem
Dokumenten- und Publikationsserver
der Humboldt-Universität zu Berlin
edoc.hu-berlin.de erhältlich.*

nkretismus: Religion in der G
Classiques Town Hall Discus
»unsichtbare Hand« und die
« Mosse Lecture Re-Vision –
en Kunstinstallation »Vorsich
arbeiten?« Humboldt-Rede z

ISBN 978-3-9813135-5-0

valuation Europe in Crisis Ve
espräch »Wer darf studieren?«
n 3.0 und die Zukunft der Ev